

Frankfurter Allgemeine

magazin

JUNI 2015



OUTDOOR

JOHN FRIEDA®
LONDON PARIS NEW YORK

me & john

Gemeinsam machen wir dein Blond BLOND.

Go Blonder von John Frieda®. Blondes Haar erstrahlt und wird um zwei volle Nuancen aufgehellt. Erfahre mehr auf johnfrieda.de

Me & John & Go Blonder. Together we can.





A JOURNEY THROUGH TIME – WITH RIMOWA

Die 1920er Jahre waren die Blütezeit von Hollywood und der Beginn der modernen Luftfahrt. Hugo Junkers stellte 1919 das erste Ganzmetall-Verkehrsflugzeug der Welt vor. Dieses wurde aus dem von Alfred Wilm im Jahre 1906 entdeckten Flugzeugaluminium gebaut. 1950 präsentierte RIMOWA den Reisekoffer mit dem unverwechselbaren Rillendesign aus dem gleichen Material – zu dieser Zeit der leichteste Reisekoffer der Welt. Schon damals setzte RIMOWA den Trend des geringen Gewichts – eine Pionierleistung in der Branche.

RIMOWA Stores Deutschland: Hamburg, Köln, München, Stuttgart
www.rimowa.com

RIMOWA®
Germany since 1898

DOLCE & GABBANA



WIR HÄNGEN UNS REIN

Ein Outdoor-Heft? Ja, genau. Dafür gibt es so viele Gründe wie Aerosole in der frischen Luft und Gräser auf der Wiese. Es ist bald Sommer, der Urlaub naht, und alle wollen raus. Wir räumen also unsere Seiten frei für alles, was man draußen machen kann: Vögel fotografieren, Sterne beobachten, Berge ersteigen, Luft holen. Nun werden Sie sagen: Ausgerechnet der will uns etwas von Outdoor-Aktivitäten erzählen? Der es gerade mal schafft, am Wochenende im Holzhauspark gegen Achtjährige im Fußball zu gewinnen, weil ihm Zehnjährige konditionell so anspruchsvoll sind? Der bei Store Openings herumsteht und nicht in Kletterwänden herumhängt? Ja, genau der. Weil er nämlich Kollegen wie Bernd Steinle hat, der legendäre Bergsteiger (Seite 20) und Boulder-Weltmeisterinnen (Seite 34) so gut interviewen kann, da er selbst in jeder freien Minute in den Bergen ist. Weil er bewegliche holländische Fotografen kennt, die Modebilder mit Outdoor-Bekleidung in ein skurriles Sportprogramm verwandeln (Seite 24), das wir unter ein quasi-feministisches Sheryl-Sandberg-Motto gestellt haben. Weil er endlich mal einen der wichtigsten deutschen Naturschützer als Tierfotografen vorstellen darf (Seite 42). Und weil er sich tierisch freut (bei diesem Mann darf man wirklich mal platte animalische Metaphern nutzen), dass noch nie jemand so originelle Antworten für unseren Fragebogen gefunden hat wie der Abenteurer Rüdiger Nehberg (Seite 50). Natürlich ist die Dauersportliche Gesellschaft eine Übertreibung, die so viel mit Narzissmus zu tun hat wie mit Gesundheit. Und natürlich sind die extremen Auswüchse gefährlich, wie man besonders beim Bergsteigen sieht. Aber so hoch wollen wir ja gar nicht hinaus. Es reicht doch, sich zu bewegen. Das Seil nebenan, Sie haben's geahnt, hat vor allem symbolischen Wert. Trotzdem ist es natürlich beruhigend, wenn ein Karabinerhaken auf dieser Seite hängt. Man weiß ja nie. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Holger Appel, Christoph Borgans, Susanne Braun, Jörg Hahn, Jonas Hermann, Mona Jaeger, Carsten Knop, Christian Palm, Hans-Heinrich Pandy, Celina Plag, Michael Reinsch, Boris Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Dr. Tilman Spreckelsen, Bernd Steinle, Nils Thies, Carl-Albrecht von Treuenfels, Dr. Lukas Weber, Axel Wermelskirchen, Alex Westhoff, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Thorsten Winter, Bettina Wohlfarth

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Brecul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Siefern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internets-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunfts erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



AGENTEN DEUTSCHLAND:
 PLZ 01121/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK
 T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 47181/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER
 T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

INDIVIDUELLE EINRICHTUNGSBERATUNG BEI AUTORISIERTEN MINOTTI HÄNDLERN

SITZSYSTEM WHITE | DESIGN RODOLFO DORDONI

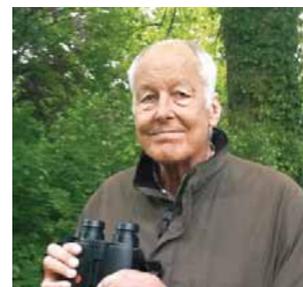
Minotti

CREATE YOUR OWN DESIGN EXPERIENCE AT MINOTTI.COM

FOTOS: FERRY VAN DER NIT, MARCUS KAUFHOLD, MARIA-ANNA VON TREUENFELS, MATTHIAS LÜBECKE



MEINKE TEN HAVE und **KEES DE KLEIN** haben Kunst und Design an der ArtEZ-Kunsthochschule in den Niederlanden studiert. „Meinke Klein“ haben schon für die „Vogue“ und das Magazin „V“ fotografiert, ihre schwindelerregenden Bilder waren in Ausstellungen im PS1 New York und im Victoria & Albert Museum zu sehen. Für dieses Heft haben sie mit Stylistin Caroline Bucholtz Outdoor-Mode im Outdoor-Modus inszeniert (Seite 24): Je nach Blickwinkel scheint das Model in den Seilen zu hängen oder über den Dingen zu schweben. Kommt immer nur darauf an, wie man es sieht.



CARL-ALBRECHT VON TREUENFELS, pensionierter Rechtsanwalt und Notar, ist seit seiner Jugend im Naturschutz aktiv. Schon als Schüler fotografierte er freilebende Tiere. Seit mehr als 40 Jahren liegt er für diese Zeitung auf der Lauer. Für uns hat er einige seiner schönsten Tierbilder aus Südamerika herausgesucht (Seite 42). Treuenfels war von 1989 bis 2005 Präsident des WWF Deutschland und ist Vorstandsvorsitzender der von ihm initiierten „Stiftung Feuchtgebiete“. Heute kümmert er sich auch um seinen land- und forstwirtschaftlichen Besitz in der Nähe des Schaalsees zwischen Hamburg und Schwerin. Wenn er nicht auf Reisen ist, ordnet er sein Archiv mit Zehntausenden Fotos aus allen Erdteilen.

MITARBEITER

PELIN und **ERSIN INAL** mussten lange grübeln, was sie anziehen sollten für unseren nächtlichen Taschenlampentest (Seite 38). Denn Fotograf Marcus Kaufhold wollte „nichts Weißes, keine schrillen Farben, keine Vereins- oder Sponsorenlogos“. Pelin (rechts) und Ersin studieren in Heidelberg, sind verheiratet und haben mit dem Modeln nichts am Hut – entpuppten sich aber als Naturtalente. Für die Fotos mit Langzeitbelichtung hielten sie so still, wie es eigentlich nur Statuen können.



MONA JAEGER sammelt alte Reclam-Bändchen, sie dürfen auch schon ein wenig angelaufen sein. Insofern sind ihr skurrile Hobbys nicht fremd. Etwas Zeit brauchte die Volontärin dieser Zeitung dann aber doch, um zu verstehen, was einen erwachsenen Mann dazu bewegt, sich stundenlang an einen Zaun zu stellen und auf ein bestimmtes Flugzeug zu warten, um dann innerhalb von ein paar Sekunden 15 Mal auf den Kameraauslöser zu drücken. Dafür stellte sie sich selbst eine Weile an den Zaun am Frankfurter Flughafen. Für weitere Outdoor-Hobbys, die sie für dieses Heft beschreibt (Seite 36), musste sie in nächtliche Taunuskälte und watete im Matsch auf der Suche nach Kröten.



SOMMER
SALE

13. Juni bis 12. Juli

Großzügige Rabatte auf alle Ausstellungsstücke



Großes Sofa, 3-Sitzer **Bubble**, Design Sacha Lakic.

FRANKFURT - Hanauer Landstraße 186 - Fon: 069 27 24 44 11.
Auch in BERLIN - DÜSSELDORF - HAMBURG - MÜNCHEN - NÜRNBERG ERLANGEN - STUTTGART

rochebobo
PARIS
www.roche-bobo.com

Foto: Michel Gherl, Foto: unnerbündlich, Design: TASCHEN



Beste Hanglage: Kletter-Weltmeisterin Juliane Wurm erklärt (Seite 34), worauf es ankommt, wenn man die Wand hochgehen will. Nicht nur auf den Bizeps.



Obercool im Unterholz: Wer in Südamerika auf Fotosafari geht (Seite 42), muss sich auf vieles gefasst machen – auch auf den Auftritt des Pumas, der ziemlich lässig wirkt.



ZUR TITELSEITE

Model Vivian, fotografiert von Meinke Klein in Amsterdam, trägt einen transparenten Regenmantel von Hunter, eine gelbe Daunenweste von Herno, ein kariertes Hemd von Victoria Beckham, Shorts von The North Face, Overknee-Leggings aus Wildleder von Akris und Sandalen von Jimmy Choo.

- 13 KARL LAGERFELD
- 20 BERND KULLMANN
- 48 SCOTT EASTWOOD
- 49 JEAN PATOU
- 50 RÜDIGER NEHBERG

GEWAGT Beim Thema Rucksäcke liegen falsch und richtig nahe beieinander. *Seite 14*

GEKONNT Victoria Eliasdóttir bringt die isländische Küche nach Berlin. *Seite 14*

GERÜSTET Im Wasser oder in der Wüste: Diese Uhren sind für Abenteuer gemacht. *Seite 16*

GESICHTET Wir zeigen den idealen Strandbegleiter – und das Kochbuch der Saison. *Seite 23*

GESICHERT Haltet ihn: Klettergeräte und Karabiner sind mehr als schickes Handwerkszeug. *Seite 40*

GELIEBT Der Yosemite National Park in Kalifornien ist ein Paradies für Outdoor-Freunde. *Seite 46*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 11. Juli bei.



Auf neuestem Stand: Wer heute stilvolle Gartenmöbel sucht (Seite 18), findet ausgefeilte High-Tech-Produkte.

FOTOS DANIEL PILAR, CARL ALBRECHT VON TREIBFELS, HERSTELLER

42195

Läuft bei dir: Acht Autoren, fünf Ziffern, ein Ziel – wir haben die denkwürdigsten Marathon-Erlebnisse gesammelt. (Seite 32)



Wir haben Grund zum lachen



*"Die Cubaner lieben Autos und
mögen sich das Fließ wie elome
oder Castro gut gefallen...!!!"*

KARL LAGERFELD ZEICHNET EINE FOLKLORE-DIPLOMATIN

Die Annäherung zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten setzt Phantasien frei. Sollte nicht auch Deutschland beherzt auf den kriselnden Kommunistenthor zugehen? Sollte die Bundeskanzlerin nicht den Niedergang des greisen Castro-Regimes aus nächster Nähe begleiten? Oder will sie den historischen Moment in der Sauna verschwitzen wie einst den Mauerfall? Nein, dann doch lieber bauchfrei unter Gottes Sonne auf der atheistischen Zuckerinsel. Die Idee für eine solche Dienstreise hat unser Zeichner Karl Lagerfeld geboren, der selbst Grenzen überwindet und der Kanzlerin eine Trainingshose mit drei Streifen verpasst, die nicht aus eigener Produktion stammt,

sondern aus Herzogenauracher Wertarbeit. Die sonst so unifarbene Angela Merkel hat der Modeschöpfer mit einer farbenfrohen gerüschten und palmenbesetzten Bluse ausgestattet, die eher von den mobilen Händlern des Malecón als aus den Dachateliers der Rue Cambon stammt. Für Kuba sind das noch längst nicht genug Insignien der Macht. Daher trägt die Folklore-Diplomatin in der Einparteiensrepublik noch ein Accessoire, bei dessen Anblick karibische Autonarren Sterne sehen. Die Brosche im schwarz-rot-goldenen Turban weist wie ein Zielkreuz den Weg in eine bessere Zukunft. ¡Hasta la victoria siempre! (kai.)



GRAN HOTEL
BAHIA DEL DUQUE RESORT

COSTA ADEJE • TENERIFFA
www.bahia-duque.com



PRÊT-À-PARLER



SO STEIGT MAN INS BÜRO AUF

In der Welt der Rucksäcke gibt es jetzt einen Everybody's darling, Herschel ist ein Dreißig-Seelen-Dorf in Kanada – und Herschel schmückt die Rücken stilbewusster Menschen. Im Namen haben sich die Gründer von der Heimat ihrer Vorfahren inspirieren lassen. Auch das geschwungene Herschel-Logo sieht nach Vergangenheit aus. Dabei gründeten zwei Brüder die Marke erst vor sechs Jahren. Mittlerweile gibt es Herschel in mehr als 50 Ländern zu kaufen. Zac Efron und Seth Rogen tragen die Rucksäcke so selbstverständlich, als könnte man mit einem Rucksack nicht

viel falsch machen. Das ist schon deshalb beachtlich, weil falsch und richtig bei Rucksäcken nah beieinander liegen. Nehmen wir das karierte Modell von Hunter (2). Wie man einen solchen Rucksack selbstverständlich trägt? Vielleicht hilft ein guter Grund. Viele Männer tragen ihre Unterlagen heute statt im Aktenkoffer im Rucksack umher – und einige sehen damit gar nicht übel aus. Schon jede dritte Tasche in der U-Bahn ist ein Rucksack. Wenn er dann auch noch ein Ordnungssystem à la Schreibtischschublade hat wie das Modell von Piquadro (5): umso besser. Natürlich könnte

man Rucksäcke in alle möglichen Richtungen interpretieren. Sie sind archaisch, und sie wirken – wie das Modell mit Camouflage-Muster von Stone Island (1) – beruhigend auf den gehetzten Büromenschen. Der Herrenmode-Online-Shop Mr Porter verkauft in seiner neuen virtuellen Sportabteilung jetzt die Modelle von Arc'teryx (3). Damit könnte man auch zelten gehen. So wie mit Rucksäcken des Labels Arkiv (4) mit variablem Modulsystem. Auf dem Weg in die 32. Etage wird das seinen Nutzen haben – wenn man es selbstverständlich trägt und nicht den Aufzug nimmt. (jwi.)

VICTORIA ELIASDÓTTIR SCHMECKT NACH ISLAND

Über dieses neue Restaurant darf man sich gleich doppelt freuen. Die nordisch-isländische Speisekarte des „Dóttir“ in Berlin kann sich genauso sehen lassen wie Küchenchefin Victoria Eliasdóttir. Mit ihren 27 Jahren ist sie eine erfrischende Ingredienz in der noch immer von Männern dominierten Welt der besseren Küche. Aber natürlich haben ihr Männer geholfen: Das „Dóttir“ ist schon das dritte Restaurant, das Stephan Landwehr und Boris Radczun gegründet haben, die Betreiber der kulinarischen Hauptstadt-Instanzen „Grill Royal“ und „Pauly Saal“.

„Dóttir“ bedeutet auf Isländisch „Tochter“. Victoria Eliasdóttir wuchs als Tochter einer Schwedin und eines Isländers in Island auf und fuhr in den Ferien oft zu Verwandten in Dänemark. Aus ihrer Kindheit stammen frühe Erinnerungen an den Geschmack von Heimat, an Lachs, Forelle, Seeteufel, an dunkle Beeren, Kartoffeln, Wurzelgemüse und an isländisches Moos. Robuste Zutaten, die sogar auf hartem Inselboden gedeihen. Eliasdóttir holt sie aus der Erinnerung in die Gegenwart – in Form von leichten Gerichten aus regionalen Produkten, die sich zwar stets um nordische Klassiker drehen, aber nur entfernt an skandinavische Hausmannskost erinnern.

Im „Dóttir“ klingt das im Ergebnis so: „Kleiner Kaisergranat mit Petersilienwurzel und gerösteter Birne“, „Tagesfisch mit Sellerie, gegrillten Zwiebeln und Krustentierschaum“, „Dänisches Apfelkompott mit Makrone und Milcheis“. Der Reiz der einfachen Menüs aus drei bis fünf Gängen (um 45 Euro) besteht darin, dass alle Zutaten ihre naturgegebenen Geschmacksnoten behalten und kein Geschmack den anderen überlagert. Victoria hat es auf die Gleichberechtigung der Einzelkomponenten abgesehen. Die Kombinationen auszubalancieren ist mitunter kräftezehrend. „Ich bin meine härteste Kritikerin und habe den Drang, mich permanent zu verbessern“, sagt sie. „Neue

Dinge ausprobieren, scheitern, besser machen. Gleichzeitig kann es dich umbringen, wenn du siehst, wie viel Stress du dir machst, weil alles perfekt sein soll.“

Mit den Schattenseiten des Berufs ist Eliasdóttir seit ihrer Kindheit vertraut: Auch ihr Vater war Küchenchef. Die körperlich wie nervlich aufreibende Arbeit von oft mehr als zwölf Stunden am Tag hielt sie lange davon ab, Köchin werden zu wollen. Aber das Kreative wurde ihr in die Wiege gelegt – ihr Vater war auch Künstler. „Ich komme aus einer Künstlerfamilie, alle müssen ständig et-



was mit den Händen machen.“ Als Kind verbrachte sie viel Zeit im Atelier des Vaters, gemeinsam mit ihrem älteren Halbbruder Ólafur Eliasson, der heute ebenfalls Künstler ist. Sie interessierte sich für Modedesign, zeichnete Modeskizzen und begann später ein Industriedesign-Studium.

Mit ihrem großen Bruder ging sie schon mit 13 Jahren in die besten Lokale Reykjavíks. „Diese Restaurants, in die Freunde in meinem Alter nie hätten gehen können, waren sehr aufregend für mich.“ Ein Lammfilet mit Pistazienkruste – „das beste, was ich bis dahin in meinem Leben gegessen hatte“ – brachte sie 2004 auf die Idee, ihre Liebe zu gutem Essen zu professionalisieren. „Ich dachte, wenn ich es schaffe, genauso gut zu kochen, dann habe ich in meinem Leben alles gelernt, was ich lernen muss.“ 2008 begann sie ihr Studium am kulinarischen Institut in Reykjavík und lernte im „Seafood Cellar“. Danach arbeitete sie in Alice Waters' „Chez Panisse“ in Berkeley und als Intermezzo im hippen „Dom“ in São Paulo.

Vergangenes Jahr zog Victoria nach Berlin. Zunächst arbeitete sie in der Küche von Ólafur Eliassons Studio. Im „Grill“ lernte sie Boris Radczun kennen, der ihr spontan anbot, ein Restaurant zusammen zu eröffnen. „Ich war erst misstrauisch. Aber mein Bruder unterstützte mich. Ausschlaggebend waren dann die runtergerockten Räume, die mich sofort faszinierten.“ Die alten Dielenböden, die blätterige Altbaudecke, das Bistro-Mobiliar in dem sanierungsbedürftigen Haus Nähe Friedrichstraße: Das trifft schon optisch den Geschmack junger Hauptstädter.

Man sollte schnell hingehen. Die angemieteten Räume bestehen erst einmal nur für ein Jahr. Noch ist unklar, was dann mit dem Gebäude geschieht – und ob es mit dem „Dóttir“ in anderer Form weitergeht. Victoria freut sich über diese Vorläufigkeit. Für längerfristige Pläne ist sie auch wirklich noch zu jung. *Celina Plag*

FOTOS: FRANK ROTH, FRANCESKA SINI

DER FERNSEHER, DER BEWEGT.

Ein 4K-UHD Fernseher mit herausragendem Klang und faszinierender Bewegung – sowohl auf dem Boden, als auch an der Wand oder auf einem Tischstandfuß.

bang-olufsen.com



€ 7.795,-*

BEOVISION AVANT
BANG & OLUFSEN

KINDERKRAM

Ullrich sagt, das organisierte Verbrechen sei überall, und dass es gar nicht genug Polizisten geben könne, hatte unsere Freundin, die Buchhändlerin, gesagt, als wir miteinander wegen des nächsten Spieleabends telefonierten.

Findest du das auch, hatte ich sie gefragt. Die Buchhändlerin hatte gesagt, dass sie neulich bei den Protestzügen froh über jeden Polizisten gewesen sei, der ihre Schaufensterscheiben beschützt habe.

Als sie zwei Wochen später bei uns klingelten, öffnete mein nordhessischer Cousin die Tür. Wie schön, sagte die Buchhändlerin und küsste ihn auf die Wangen.

Wohnt der schon wieder hier, fragte Ullrich und zeigte auf meinen Cousin.

Seit ein paar Tagen, sagte ich, weil er demnächst auf einer Kreuzfahrt nach Grönland als wissenschaftlicher Begleiter Vorträge halten soll und es sich nicht lohnt, das WG-Zimmer in der Zeit zu behalten.

Grönland, wie toll, sagte die Buchhändlerin. Was denn für Vorträge, fragte Ullrich, über Robbenjagd und Eingeborene, die aus Walfischknochen Dämonen schnitzen? Kommt ja ständig im Fernsehen.

Ullrich, sagte die Buchhändlerin, und mein Cousin sagte, er sei eher zuständig für die Märchen und Sagen der Inuit. Und außerdem habe er keinen Fernseher.

Verstehe, sagte Ullrich, dann willst du heute Abend sicher lieber lesen als mit uns das neue „Tatort“-Spiel ausprobieren.

Wieso, fragte meine Frau. Ullrich schaltet das jeden Sonntag ein, sagte die Buchhändlerin, und unter der Woche schaut er sich alte Folgen an.

Und deshalb fegt er euch gleich vom Brett, sagte Ullrich. Er öffnete die große Schachtel mit dem „Tatort“-Logo, die er unter dem Arm gehalten hatte, und baute das Spielfeld auf. In eine Reihe mit Schlitzern am linken Rand sortierte er Häufchen mit Fragekarten, legte runde Plaketten verdeckt auf die Seite und riss von einem Notizblock für jeden von uns ein Blatt ab. Das müsst ihr so falten, dass keiner sehen kann, was ihr geschrieben habt, sagte er. Aber das ist eigentlich auch egal.

Lass mich raten, warum, sagte meine Frau, weil Kommissar Ullrich uns sowieso immer einen Schritt voraus ist?

In welcher Stadt ermittelte Kommissar Schimanski, las die Buchhändlerin vor: a) Düsseldorf? b) Detmold? c) Dormagen? d) Duisburg? Was ist denn das für eine Frage, sagte Ullrich, das weiß ja sogar unser fernsehabsinterer Sportsfreund hier, oder? Weil aber Ullrich weder wusste, dass ein Schimanski-Tatort von 1990 auch als „Polizeiruf 110“ ausgestrahlt wurde, noch dass sich Magda Wächter am Telefon mit „Ahoi“ meldet, verlor er die Führung auf dem Spielbrett an meine Frau. Ich musste die Frage vorlesen, welche der Städte Wiesbaden und Kassel noch nie als „Tatort“-Stadt gedient hatte.

Ja, Sportsfreund, sagte Ullrich, das ist ja wohl ein ganz bitterer Moment für die Patrioten von der Fulda. Als alle ihre Antwort auf das Notizblatt geschrieben hatten, las Ullrich „natürlich Kassel“ vor, mein Cousin „Wiesbaden“.

Das tut mir aber jetzt leid, sagte Ullrich. Mein Cousin sagte, dass er 1994 in Kassel Komparse beim Dreh von „Der Rastplatzmörder“ gewesen sei, und man habe ihm erzählt, das sei ein „Tatort“ mit einem Hauptkommissar Brinkmann.

Schon, sagte Ullrich, aber Brinkmann ist eben ein Frankfurter Ermittler.

Wenn ein „Tatort“ in Kassel spielt, ist das dann kein Kassel-„Tatort“, fragte mein Cousin.

Ich wäre gern Komparsin in einem Grönland-„Tatort“, sagte die Buchhändlerin.

Und ich brachte unseren Sohn ins Bett.

Tilman Spreckelsen

ES IST ZEIT FÜR ABENTEUER



Wüstentour: Wer erst mal in der Wüste ist, wird nicht so schnell an eine Bell & Ross „Desert Type“ kommen. Das Modell ist auf 250 Stück limitiert – und wird dank des Sands schnell Patina am Armband haben, ein schönes Souvenir an der Outdoor-Uhr. Wer schon beim ersten Kratzer Zustände bekommt, sollte deshalb zur „Military Type“ von Bell & Ross greifen, mit einem Armband aus Synthetikgewebe.

Polarexpedition: Britische Wissenschaftler trugen in den fünfziger Jahren auf Nordgrönland-Expedition das Modell „Oyster Prince“ von Tudor am Handgelenk. Wer dieser Tage Richtung Norden aufbricht, entscheidet sich besser für die „North Flag“. Darin tickt jetzt wirklich der Geist der Unabhängigkeit: Die „North Flag“ ist eines der ersten Modelle mit einem Uhrwerk, das von Tudor selbst entwickelt wurde.

Wassersport: „PRW-3500“ könnte auch der Name einer Druckluftflasche zum Tauchen sein. Tatsächlich ist die Uhr aus der Pro-Trek-Serie von Casio wasserdicht bis 20 bar, zeigt Luftdruck, Höhe und Temperatur an und hat eine Oberfläche, die auch mit Handschuhen leicht zu bedienen sein soll. Diese Uhr gehört ins Wasser, also an die Handgelenke von Tauchern oder Raftern.

Survivaltrip: Zwischen 1911 und 1970 gehörte das Leder dieser „Victorinox-Innox-Sonderedition“ der Schweizer Armee. Daraus waren Patronentaschen gefertigt, bevor das Material, das ziemlich heruntergekommen gewesen sein muss, „upgecyclt“ wurde. Für die Moral dürfte so eine Uhr heute im Schlamm nicht von Nachteil sein.

PRÊT-À-PARLER

LADY GAGA STIEFELTE DURCH DIE RENAISSANCE

Kein Accessoire steht so sehr für Sex, Macht und Leidenschaft wie Schuhe. Unsere Kleidung haben wir nach praktischen Gesichtspunkten umgestaltet. Korsets sind schon lange aus der Mode, und sogar die *skinny jeans* des neuen Jahrtausends kommen uns inzwischen eng vor. Aaaaaber: Auf unbequeme Schuhe wollen wir nicht verzichten. Je höher der Absatz, desto schneller schlägt das Herz. Warum? Ja, warum eigentlich? Dieser Frage geht die Ausstellung „Shoes: Pleasure & Pain“ nach, die an diesem Wochenende im Victoria & Albert Museum in London eröffnet wird. „Menschen hegen seit Jahrhunderten eine Obsession für Schuhe, die ist in allen Kulturen zu finden“, sagt die Kuratorin Helen Persson. Die Idee zu der Schau war ihr bei einer Inventur gekommen. „Ich bin auf Schränke mit umwerfenden Schuhen gestoßen: Das waren hohe indische, goldverzierte, mit Troddeln und Stickereien und Schleifen wie Insektenflügel. Ich fragte mich, wer die getragen hat und warum.“ Fast drei Jahre lang tauchte sie ins Archiv des Museums ab. Rund 2500 Schuhe sind hier gelagert, doch bisher hatten nur Forscher oder Designstudenten Zugang. In der Ausstellung werden nun auf zwei Etagen mehr als 300 Paare für jedermann präsentiert. Dabei stellt Helen Persson die Objekte der Begierde nicht chronologisch,

sondern kulturübergreifend nach Themengebieten zusammen. „Look at me“ heißt eine Abteilung mit besonders exzentrischen Entwürfen, andere beschäftigen sich mit Macht, Fetisch oder dem Höhenrausch der Schuhsohlen, der seit den „Chopins“ der Renaissance nicht aufgehört hat. „Diese Schuhe hatten manchmal Plateau-Absätze von bis zu einem halben Meter“, sagt Persson. Sie verschwanden jedoch unter den Kleidern der reichen Damen, denn damals galt: Je mehr Stoff am Leib, desto mehr Geld hat der Besitzer. „Natürlich ist man auch in diesen Schuhen kaum gelaufen. Es war schon damals eine Art Performance. Und heute wiederholt sich das. Denken Sie nur an das Bild, wie Lady Gaga bei einem Fotoshooting von ihrem Bodyguard getragen wurde, weil ihre Schuhe zu hoch waren.“ Sie selbst habe sich im vergangenen Jahr übrigens keine neuen Schuhe gekauft. „Ich war die ganze Zeit von so vielen schönen Exemplaren umgeben, das genügte irgendwie“, sagt Helen Persson. Ein Grund mehr, in die Ausstellung zu gehen. Und vielleicht mal ohne neue Schuhe aus London zurückzukommen. *Maria Wiesner*

Die Ausstellung „Shoes: Pleasure and Pain“ im Victoria & Albert Museum, die an diesem Samstag eröffnet wird, ist bis zum 31. Januar 2016 zu sehen.



Chopines aus Venedig (um 1600, links) und Hochzeits-Padukas aus Indien (19. Jahrhundert)

LE JARDIN DE MONSIEUR LI



der geheime Parfum-Garten des Monsieur Li



BOMA: Für jedes Wetter gibt es die passende Bekleidung – und die richtigen Gartenmöbel. Sogar ein dick gepolstertes Sofa kann das ganze Jahr über Sonne, Wind und Regen trotzen. Der Mailänder Designer Rodolfo Dordoni hat für die spanische Firma Kettal eine Outdoor-Kollektion mit Aluminiumrahmen entworfen. Die Bezüge der Kissen sind so beständig, dass Wasser an ihnen abperlt und sie schnell wieder trocknen.



ESTRELA: Wie eine Kolonie Seeigel reihen sich die mit Lasern ausgeschnittenen Metallkreise aneinander. „Stern“ stammt von den brasilianischen Brüdern Fernando und Humberto Campana. Die Kollektion besteht aus einem Sessel, einer Bank, einer Leuchte sowie Tischen in mehreren Größen. „A Lot Of Brazil“ aus São Paulo ist der Hersteller der farbenfrohen Möbel.

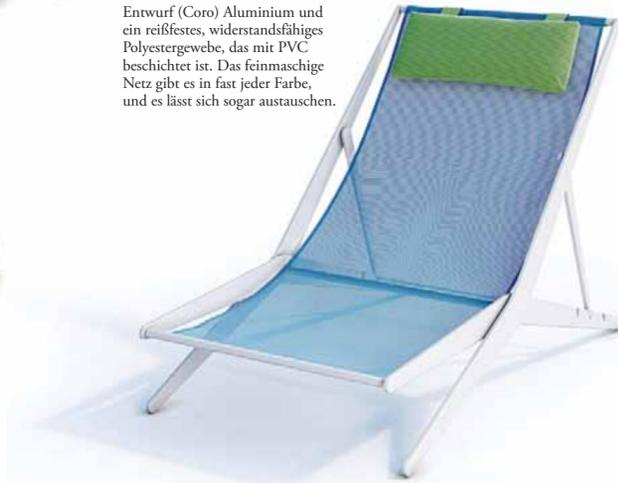


BUTTERFLY: Der Ansatz der grob geflochtenen Rückenlehnen soll an Schmetterlingsflügel erinnern. Die weichen Tagesbetten von der in Mailand ansässigen Spanierin Patricia Urquiola (für B&B Italia) sind je nach Material für drinnen wie draußen geeignet. Zu der Kollektion mit wasserabweisender Beschichtung gehören auch Sessel und Eckelemente, die sich zu ganzen Sofalandschaften zusammenstellen lassen.



GARDENIAS: Kantig und eckig sind Gartenmöbel vor allem dann, wenn sie aus Metall sind. Genau das aber wollte der spanische Designer Jaime Hayon mit seinen romantisch verschnörkelten Sesseln (BD Barcelona Design) vermeiden. Die Kollektion ist mit einem Pulverlack beschichtet, so dass sich das Aluminium nicht einmal in der prallen Sonne stark aufheizt.

BOOMY: Der zusammenklappbare Liegestuhl schien aus der Mode zu sein. Zu Recht, denn die hölzernen Sitzmöbel überdauerten oft kaum einen Sommer. Der Mailänder Designer Matteo Nunziati verwendet für seinen Entwurf (Coro) Aluminium und ein reißfestes, widerstandsfähiges Polyestergerewebe, das mit PVC beschichtet ist. Das feinmaschige Netz gibt es in fast jeder Farbe, und es lässt sich sogar austauschen.



EIN PLATZ AN DER SONNE

Möbel für den Garten sind heute High-Tech-Produkte. Auch weiche Polster und Kissen trotzen jedem Wetter.

Von Peter-Philipp Schmitt



MONKEY SIDE TABLE: Die Handschrift von Jaime Hayon ist unverkennbar. Der Spanier ist ein Spaßvogel, der trotzdem funktionale Möbel entwirft, selbst wenn sie affig sind. Für BD Barcelona Design hat er einen Beistelltisch aus Beton gießen lassen, der an einen Diener erinnert. Hier aber serviert kein Butler die Getränke und Snacks, sondern unser nächster Verwandter. Sogar praktischer als ein Gartenzweig!

FOTOS: HERSTELLER



PLAY.WOOD: Ein Brett, quer auf zwei stützende Elemente gelegt – schon hat man eine Bank zum Sitzen. Standfester ist das Werk des Mailänder Designers Ricardo Bello Dias, der für das italienische Unternehmen Serralunga zwei Sockel aus Polyethylen geschaffen hat, durch die ein passendes Kiefernholzbrett geschoben werden kann. Mit wenigen Handgriffen lässt es sich auch wieder zerlegen und platzsparend verstauen.



STACK: Wie der Name schon andeutet, lassen sich die von Borja García für Gandiablascó entworfenen Tische und Liegen, Sessel und Bänke allesamt stapeln. Der junge spanische Designer setzt auch nicht nur auf schlicht Weiß. Das Spektrum reicht von Bronze über Koralle bis hin zu Türkis und Pistazie. Auch García hat für seine Entwürfe das innovative Textil Batyline entdeckt, das als besonders widerstandsfähig gilt.



SMERALDA: Ihre Inspiration waren Korbmöbel aus Weidenruten. Die Kreuzverbindungen, die wie zusammengebunden wirken, treten auch beim Stahlrohrgestell klar hervor. Die schwedische Designerin Anna von Schewen hat ihre Möbelfamilie für De Padova noch einmal erweitert. Zu den Sesseln entwarf sie auch Beistelltische, die entweder ein Tablett aus Steingut oder ein Polster tragen können – und damit zu einem Schemel werden.



BUNDLE: Ein paar Zweige und Stoffreste – mehr braucht ein Pfadfinder nicht, um eine einfache Sitzgelegenheit anzufertigen. Wie zufällig im Wald entstanden soll der Entwurf des Franzosen Lionel Doyen (Extremis) wirken. Statt Holz – nimmt Doyen Aluminiumstäbe, die er mit einer synthetischen Faser umwickelt. Wer keinen Baum hat, in den er eine Schaukel hängen kann, bekommt Beine zu der Bank mitgeliefert.

TOSCA: Mit einem dicken, weichen Flechtwerk hat die italienische Designerin Monica Armani ihre Outdoor-Möbel für den belgischen Hersteller Tribù ausgestattet. Das Gewebe besteht aus künstlichem Kautschuk, der gestrickte Überzug aus gleichfalls wetterfestem Kunststoff. Zur Serie „Tosca“ gehört auch ein oval geformter Tisch mit einer Platte aus Keramik, laminiert auf Glas.



SAM SON: Sein Sessel habe die Anmutung einer Comic-Figur, meint Konstantin Grcic. Tatsächlich hat der Münchner Designer für Magis ein so witziges wie bequemes Produkt geschaffen. Grcic spielt mit Gegensätzen: Eine dünne Sitzschale schwebt zwischen vier massiven Beinen, als Lehne dient eine hufeisenförmige dicke Wurst. Der breiteibige Entwurf ist allerdings ein echtes Leichtgewicht aus gegossenem Kunststoff.



ANKER: Der Belgier Dirk Wynants (Extremis) will Menschen mit seinen oft unkonventionellen Möbeln zusammenbringen. Tisch und Bänke bilden – wie schon bei seinem kreisrunden Entwurf „Gargantua“ – eine fest gefügte Einheit, bei der man sich gezwungenermaßen gegenüber sitzt. Sechs Personen haben hier Platz, jeder kann sich bequem von links oder rechts hinzugesellen, ohne sein Bein heben zu müssen.



Zeitreise: Bernd Kullmann bestieg den Mount Everest 1978 in blauer Daunenjacke. In neue Höhen führte er später die Rucksackmarke Deuter. Heute kann sich der Markenbotschafter auch mal auf dem Dach der Firmenzentrale in Gersthofen bei Augsburg ausruhen.

Foto Andreas Müller

Herr Kullmann, Sie waren als Bergsteiger auf Achttausendern, haben als Geschäftsführer das Unternehmen Deuter zum führenden Rucksackhersteller gemacht und sind Familienvater mit zwei Kindern. Wie passt das in ein Leben?
Für mich haben diese drei Säulen das Leben bestimmt. Vom emotionalen Ranking her stand die Familie vorne, dann kam die Arbeit, dann das Bergsteigen. Das ging nur mit der richtigen Balance und einem konsequenten Zeitmanagement. Ich habe da zum Teil verrückte Dinge gemacht: Bin nach Hongkong geflogen, hatte sechs Stunden Aufenthalt, bin aus dem Flughafen raus, mit der Schnellbahn nach Hongkong rein, habe mir ein Taxi genommen nach Shek O, bin da drei Stunden geklettert, wieder in den Flieger zurück und nach Vietnam weitergefliegen. Ich bin teilweise um vier aufgestanden, ins Tannheimer Tal gefahren, noch vor sechs auf Skitour gegangen und saß frisch geduscht um eins wieder am Schreibtisch. Viele haben gesagt: Du spinnst! Aber die Ideen habe ich nie am Schreibtisch bekommen, sondern immer draußen, wie beim rhythmischen Tourengehen.

Alles eine Frage der Disziplin, des Willens?
Natürlich habe ich auch im Beruf Ehrgeiz entwickelt. Ich wollte auch da nicht der Loser sein, und am Anfang waren wir bei Deuter Loser. Das war mein Antrieb: Erfolg zu haben, respektiert zu werden, vom Handel und von Kollegen. Am Anfang wurden wir ja eher bemitleidet. Das war dramatisch.

Wann war das?
1986, als ich als Vertreter bei Deuter angefangen habe. Ich war damals schon auf dem Everest gewesen, hatte viele große Alpentouren gemacht, und viele Freunde haben gefragt: Wohin bist du gegangen? Kennen wir nicht. Ich habe damals einen Testrucksack bekommen und war mit drei Kumpels unterwegs, zwei Berufsbergführern und einem Spitzenbergsteiger. Die hatten alle Lowe-Rucksäcke. Denen habe ich erklärt: Schau mal, das ist auch ein toller Rucksack, gute Marke. Dann hat's „Ratsch!“ gemacht, und der Träger brach ab. Da haben die schon mal gelacht. Dann habe ich das erklärt, Prototyp und so weiter, wir liefen weiter, und eine halbe Stunde später ist der zweite Träger abgerissen. Da lagen die am Boden vor Lachen. Das sind prägende Erlebnisse.

War es schwierig, vom Berg auf den Beruf umzuschalten und umgekehrt?
Schwer fiel es nur nach längeren Expeditionen, wie 1978 nach dem Mount Everest oder 1988 nach dem Aufenthalt in Tibet. Das war schon ein Kulturschock. Man kommt zurück in die Großstadt, hat wieder die Hektik des Alltags. Wenn man so lange sehr einfach lebt, in Hochlagern und Basislagern, mit ganz einfachen Bedürfnissen, ist man schon irritiert, wenn man sieht, was hier die angeblich wichtigen Dinge sind. Durch so lange Aufenthalte wird man immer wieder geerdet. Man lernt, was wirklich wichtig ist.

Welche Parallelen gibt es zwischen Bergsteigen und Berufswelt?
Auf eine große Bergtour muss ich mich konsequent vorbereiten: Wo liegen Risiken, was könnte passieren?

„GO HARD OR GO HOME“

Mit Jeans in die Todeszone, mit Rucksäcken in die Gewinnzone: Bernd Kullmann, Everest-Besteiger und ehemaliger Deuter-Geschäftsführer, über Gipfelerlebnisse und Abstürze.

Dieses vorausschauende Denken habe ich im Geschäftsleben auch, gerade die Risikoabwägung. Beim Bergsteigen muss man sich immer eine Exit-Strategie überlegen, einen Plan B, sich ständig hinterfragen: Bis wohin kann ich umkehren? Was passiert, wenn die Verhältnisse schlecht sind? Was für eine Ausweichtour habe ich? Das ist im Geschäftsleben genauso.

Ist Bergsteigen eine Lebensschule?
Ich finde schon. Man lernt beim Bergsteigen, sich durchzubeißen. Es gibt diesen Spruch: Go hard or go home. So ist die Wirtschaft heute. Entweder ich mache was richtig oder gar nicht. Wenn der Schalter nicht voll auf „Go!“ steht, geht es nicht. Oder auch Werte wie Partnerschaft: Es geht in einer Firma nur partnerschaftlich. Bergsteigen ist ein Teamsport, ein Unternehmen zu führen oder aufzubauen ist ebenfalls ein Teamsport. Sie brauchen gute Mitarbeiter. Auch als Bergsteiger muss ich mir überlegen: Mit wem gehe ich auf Tour? Hat's der drauf, passt der rein, stimmt das Soziale? Ich würde nie mit jemandem auf Tour gehen, den ich überhaupt nicht kenne, nur weil er ein guter Bergsteiger ist. Ich würde wissen wollen: Wie tickt der, wie reagiert der?

Wie sehr hat Ihnen das Bergsteigen bei der Entwicklung von Produkten geholfen?
Das war fast unbezahlbar. Als die Geschichte mit der Everest-Besteigung bekannt wurde, hat kein Einkäufer mehr gefragt: Kannst du Rucksäcke machen? Ich habe immer die Chance gehabt, Produkte auszuprobieren, teilweise in Hardcore-Situationen, konnte schnell sagen, wo der Rucksack drückt, wo Schwachpunkte sind. Ich war durch das Bergsteigen gut vernetzt und konnte beruflich von den Kontakten profitieren. Und ich habe viele Ideen bekommen beim Bergsteigen. Zum Beispiel die Kinderkraxe mit verstellbarer Rückenlänge. „Passt Mama und Papa“, das war damals der Slogan. Da waren wir weltweit die Ersten.

Wie kamen Sie 1978 zur Expedition an den Everest?
Es war schwierig damals, auf eine Expedition zu kommen. Es war eine andere Zeit, es gab keine kommerziellen Veranstalter, und wenn, hätten wir sie uns nicht leisten können. Der Expeditionsleiter Karl Herrligkoffer hat damals neben seinem festen Stamm aus Garmischern oder Münchnern Leute eingeladen, da hat mich vermutlich einer der Garmischer empfohlen. Die Community war klein damals, das waren 20, 25 Leute in Deutschland, die sehr stark waren. Ich habe dann lange überlegt, weil ich dachte: Vom Mont Blanc zum Everest, das ist ein ganz schöner Schritt. Ich war ja nie aus Europa rausgekommen. Wenn wir die Wahl gehabt hätten, hätten wir wohl erst mal einen niedrigen Achttausender genommen. Aber wir haben gesagt: Bevor wir nichts haben, gehen wir halt in Gottes Namen zum Everest.

Und dort wurden Sie der Erste, der in Jeans auf dem Gipfel stand ...
Die Jeans hatte ich auf der ganzen Expedition getragen. Das hatte auch mit der Lebenseinstellung damals zu tun.

Ich habe ja ein bisschen was von 1968 mitbekommen, politisch war man sowieso links, und das Provozieren hat wahnsinnig Spaß gemacht. Wenn Sie den Walker-Pfeiler der Grandes Jorasses in Jeans geklettert sind, haben immer ein paar Leute gemeckert, angefangen vom Hüttenwirt bis zu anderen Bergsteigern auf der Tour. Und lange Haare hat man auch noch gehabt. Es war für mich selbstverständlich, auch zum Everest in Jeans zu gehen. In den unteren Lagern funktionierte das gut, da wird es sehr warm, wenn die Sonne rauskommt. Oben wollte ich eine lange Unterhose mitnehmen, die hatte ich aber vergessen. Ich hatte eine wattierte Wärmehose dabei, die ich dann ab Lager drei drübergezogen habe. Später habe ich die Jeans zu Hause noch zwei Jahre zum Studium angezogen, an die Uni. Dann habe ich sie nach Peru mitgenommen, als wir in den Anden beim Bergsteigen waren. Als sie ein paar Löcher gehabt hat, habe ich sie dort einem Indio geschenkt.

Hing da nicht Ihr Herz dran, an der Jeans, in der Sie auf dem Everest standen?
Ein Kumpel hat später gesagt: Mensch, da hättest du doch bei Levi's mal fragen können, das war ja eine 501. Auf solche Ideen sind wir damals nicht gekommen. Die restlichen Klamotten hat meine Frau irgendwann entsorgt.

Sind Sie damals mit Sauerstoff und Maske aufgestiegen?
Bis zum Südsattel, auf 7900 Meter, sind wir alle ohne Sauerstoff gegangen. Für uns war es aber selbstverständlich, dass wir mit Sauerstoff auf den Gipfel gehen. Ein halbes Jahr zuvor hatten Reinhold Messner und Peter Habeler als erste ohne Sauerstoff den Gipfel erreicht, aber das hätten wir uns damals nicht getraut. Bis auf einen, Hans Engl, der dann auch als dritter Mensch ohne künstlichen Sauerstoff hochkam. Und zwei Sherpas aus unserer Gruppe sind auch ohne Sauerstoff hoch. Ich habe ein Bild von Ang Dorje am Südgipfel, auf 8700 Meter, da grinst er, und man merkt, wie überlegen die Sherpas waren. Reinhold Messner hat mir später mal gesagt, seiner Meinung nach war Ang Dorje der stärkste Höhenbergsteiger, den es je gab.

Wie ist Ihr Aufstieg verlaufen?
Ich bin morgens um sieben los. Die Masken waren schlecht, sind ständig vereist, man hat sie immer wieder runtergezogen, um durchzuatmen. Der Flaschen-Sauerstoff hat gerade so bis zum Gipfel gereicht, dann war er leer. Ich bin ziemlich sicher, dass bei uns nicht nur Hans Engl, sondern auch der eine oder andere mehr ohne Sauerstoff hoch gekommen wäre. Aber die Einstellung war damals noch nicht da.

Heute gehen die allerwenigsten Bergsteiger ohne Sauerstoff auf den Everest.
Ich finde es enttäuschend, dass, obwohl überall beim Bergsteigen die Limits gewaltig nach oben verschoben wurden, ausgerechnet am höchsten Berg das Niveau so abgefallen ist. Nur zwei Prozent gehen heute ohne Maske hoch. Das ist keine sportliche Herausforderung mehr.

„GO HARD OR GO HOME“

Das wäre so, wie wenn ich mich an den Routen in den Alpen immer noch an jedem Haken hochziehen würde. Das macht man heute nicht mehr. Man will sauber klettern. Aus heutiger Sicht, wenn ich jung wäre, würde ich nur noch ohne Maske gehen. Oder es bleiben lassen. Go hard or go home. Zehn Jahre später, am Shisha Pangma (8027 Meter), sind wir relativ locker ohne Maske auf 8000 Meter gekommen. Mit entsprechender Vorbereitung und bei guten Verhältnissen, wie sie heute dank der guten Satelliten-Wetterberichte an Gipfeltagen oft herrschen, müsste das am Everest ohne Maske möglich sein. Wir hatten damals 35 Grad minus und einen Sturm von 100 Kilometern in der Stunde.

Wie haben Sie den Gipfelmoment im Gedächtnis? Als erhebensten Moment Ihrer Bergsteiger-Karriere?
Nein. Das Erhebendste war zu wissen, dass man oben war. Dass man nicht weiter aufsteigen muss, sondern in absehbarer Zeit aus dem Sturm rauskommt. Aber ich hatte auch Bammel vor dem Abstieg. Damals war oben noch nichts versichert, es war ein sehr exponierter Grat rüber zum Südgipfel. Ich habe mir immer wieder gesagt: Bleib ruhig, geh langsam, vorsichtig. Es war die totale Einsamkeit oben am Gipfel, man sah nur wilde Natur. Ich habe mich ganz allein gefühlt, mir sind auch ein paar Tränen runtergequollt, ich habe ein bisschen gebetet und einen Stein aufgegeben. Es war schon emotional, aber nicht so: Boahh! Ich war eher ein bisschen demütig.

Was ging Ihnen durch den Kopf?
Es war fast surreal. Beim Aufstieg habe ich mir gedacht: Stimmt das überhaupt, oder träumst du? Mir haben nachher Leute gesagt: Mensch, du warst ja wahnsinnig schnell! Es war Rekordzeit damals, fünfeinviertel Stunden. Aber ich hatte immer auch ein bisschen Angst, ich wache auf, liege im Bett und habe das alles nur geträumt. Ich war 24 Jahre alt, hatte zehn Jahre zuvor angefangen mit dem Bergsteigen und je jetzt auf dem Everest. Es war so viel gut gegangen, die großen Nordwände, die schnelle Karriere, alles hat geklappt und jetzt noch der Everest – da muss es doch mal eine draufgeben. Ich wusste, dass viele auf dem Abstieg ums Leben gekommen waren. Die Befreiung kam erst, als ich unten im Basecamp ankam. Das Glücksgefühl, in Sicherheit zu sein.

Mit der Einsamkeit ist es heute nicht mehr weit her am Mount Everest.
Einer meiner Kumpels von damals, Sigi Hupfauer, sagte mir mal: Wir sollten dankbar sein, dass wir das so erleben durften. Damals durfte immer nur eine Expedition an den Berg, der Zugang von Norden, von Tibet, war noch gesperrt. Als ich „In eisige Höhen“ von Jon Krakauer gelesen habe, über das schwere Unglück 1996, war ich entsetzt, wie es am Everest inzwischen zugeht. Das hat sich seither noch gesteigert. Am schlimmsten fand ich das Bild von Ralf Dujmovits, das die Lhotse-Flanke zeigt, mit 120 oder 150 Bergsteigern, eine einzige lange Schlange. Wenn ich mir vorstelle, ich müsste mich da einreihen, und der Langsamste gibt das Tempo vor, und der ist sicher fürchterlich langsam... Oder oben am Hillary Step drei Stunden warten, bis es alle geschafft haben, da hochzukommen – das ist ein Alptraum. Das ist höllengefährlich. Ich würde da nicht mehr hingehen. Das würde mich überhaupt nicht mehr reizen.

Der Komfort im Basislager hat auch deutlich zugenommen.
Ich gehe ja nicht an einen Achttausender, um dort eine solarbetriebene warme Dusche zu haben. Oder um in ein Internet-Café zu gehen. Oder jeden Tag meinen Blog zu befüllen. Das ist doch Wahnsinn. Das ist genau das, wovor ich abhaue, aus der Zivilisation in eine manchmal relativ harte Ursprünglichkeit. Hans Kammerlander hat gesagt, der Everest ist heute der höchste Klettersteig. Jede Saison werden auf der nepalesischen Seite von Sherpas 10.000 Meter Fixseil verlegt. Die haben auch in flachen Passagen durchgehend ein Fixseil. Wenn ich nicht in der Lage bin, mich in 45 Grad steilem Gelände selbständig und traumwandlerisch sicher zu bewegen, habe ich an diesem Berg nichts verloren. Jeder kann machen, was er will, und ich verstehe, dass die nepalesische Regierung die

Devisen gerne mitnehmen will. Aber es ist schade, dass das Niveau der Everest-Aspiranten dramatisch in den Keller gerutscht ist. Das sind teilweise Leute, die in ihrem Leben noch nichts Höheres als einen Barhocker bestiegen haben. Die aufgrund von Sozialprestige auf diesen Berg wollen. Die zeitlich limitiert sind, sich nicht mal richtig akklimatisieren. Der Respekt vor großen Dingen ist heute gerade am Everest verloren gegangen.

Wie groß war für Sie der Reiz, beim Bergsteigen an Ihre Grenzen zu gehen?
Ich habe schon versucht, an die Grenzen zu gehen, aber nicht darüber hinaus. Ich habe meine Ziele so gesucht, dass ich immer eine optimale Chance hatte, sie zu realisieren. Das war auch die Sozialisation damals. Wenn man früher am Eiger eingestiegen ist, musste man sicher sein, dass man durchkommt. Die Rückzugsmöglichkeiten waren noch bescheiden, die Luftrettung war noch nicht so entwickelt. Man wusste, es kann unter Umständen richtig schiefgehen. Deshalb habe ich bei der Auswahl der Ziele immer ein bisschen Reserve eingeplant. Mein letzter großer Traum war der Cerro Torre. Vor fünf, sechs Jahren haben mich zwei jüngere Freunde eingeladen, mit ihnen dorthin zu gehen. Ich habe lange überlegt und dann gesagt: Okay, ich geh' mit. Dann wuchsen die Zweifel: Geht das noch, gesundheitlich, zeitlich? Am Ende habe ich doch abgesagt. Die Jungs sind runtergefliegen, hatten ein Schönwetterfenster und standen nach zehn Tagen auf dem Torre. Da habe ich schon gesagt: Schade!

Sie hatten 1983 einen schweren Sturz beim Felsklettern. Wie hat Sie das verändert?
Ich bin eine Zeitlang nahe an die Grenze gegangen, weil alles geklappt hat. Da habe ich wohl eine Art persönlichen Unverletzlichkeitsglauben entwickelt. Ich habe das immer weiter ausgereizt, bin free solo, ohne Seilsicherung, im siebten Grad geklettert, bin lange Gebirgstouren in den Dolomiten wahnsinnig schnell solo geklettert. Da habe ich vielleicht ein bisschen die Demut verloren. Ich habe bewusst gar nichts mehr mitgenommen, keine Karabiner, mit denen man sich zur Not hätte halten können, keinen Sitzgurt. Einfach nur Magnesiumbeutel um und hoch. Dann brach einmal ein Griff aus, in einer nicht extrem schweren Route, und ich bin 15 Meter runtergeknallt. Ich hätte um ein Haar ein Bein verloren, beide Beine waren



Zeitgeist: Kullmann steigt 1978 in Jeans durch den Khumbu-Eisbruch am Mount Everest. Schon zuvor hatte er sich durch Extremklettern in den Alpen einen Namen gemacht.

schwer gebrochen. Es hat zwei Jahre gedauert, bis ich wieder richtig klettern konnte. Sieben Operationen, fast ein halbes Jahr Krankenhaus. Da war für mich klar: Das Sologehen ist vorbei. Ich bin vorsichtiger geworden. Den Schneid, den ich vorher hatte, habe ich nicht mehr gehabt. Das hat sich später fortgesetzt. Vor Jahren bin ich bei einer Skitour eine steile Rinne runtergerutscht, über 200 Höhenmeter, bin nur mit viel Glück nicht an Felsen geknallt. Vor drei Jahren bin ich beim Eisklettern gestürzt, wieder ging es gut, aber all das hat mich vorsichtiger gemacht. Das sind Einschlüge, bei denen man sagt: Hm, braucht's das noch? Irgendwann konvertiert man dann eben in die Angsthasen-Fraktion.

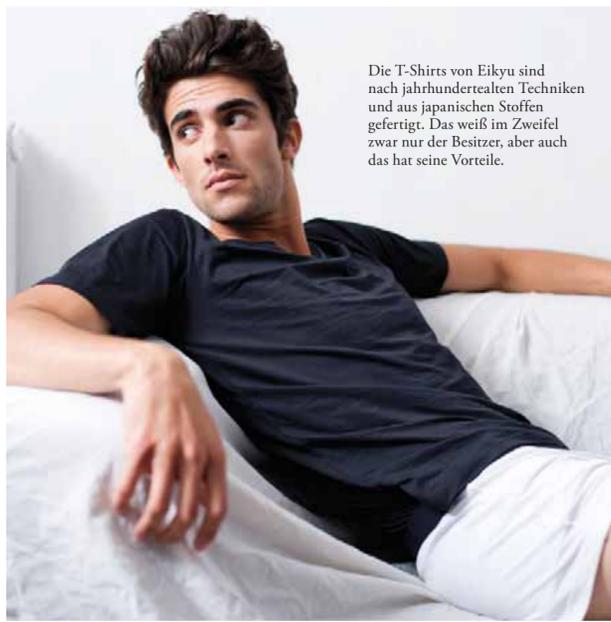
Ist es schwierig, als Spitzenkletterer zu akzeptieren, dass die Leistungsfähigkeit mit dem Alter abnimmt?
Man versucht es rauszuziehen. Beim Klettern geht das ganz gut, wenn man konsequent weiter trainiert. Aber natürlich geht es bei weitem nicht mehr so wie früher. Ich hatte keine große Mühe damit, das Thema Spitzenbergsteiger war für mich nach dem Unfall sowieso passé. Davor war ich in Deutschland mit oben dabei. Aber in den zwei Jahren, in denen ich krank war, haben sich andere deutlich weiterentwickelt. Das Bergsteigen war dann auch durch Familie und Beruf nicht mehr mein Lebensmittelpunkt. Ich gehe Klettern, weil mir das Spaß macht. Reinhard Karl hat mal gesagt: den inneren Gorilla spazieren führen. Das ist treffend beschrieben.

Gibt es etwas, was Sie im Rückblick auf Ihre drei Lebenssäulen heute anders machen würden?
Ich bin sehr dankbar, dass ich die wilden Jahre mehr oder weniger heil überstanden habe. Man hat viel Glück gebraucht, um das zu überleben. Früher hat man ja gedacht, jeder geschlagene Haken ist eine Lebensversicherung, und so ist man geklettert. Das würde man heute nicht mehr machen. Ich bin gelernter Gymnasiallehrer, Sport und Biologie, und habe eine Firma mit 70 Millionen Umsatz und die Holding mit 100 Millionen Umsatz leiten dürfen. Als ich Geschäftsführer von Deuter wurde, habe ich bei der Vorstellung gesagt: Ich bewundere Ihren Mut, einen Lehrer zum Geschäftsführer zu machen. Und wenn ich sehe, wie wichtig die Kinder für uns waren, dann war auch die späte Entscheidung für eine Familie richtig. Norbert Blüm hat mal gesagt: Irgendwann merkt jeder, dass auch der dickste Mercedes nicht „Mama“ und „Papa“ sagen kann. Da hat er recht gehabt.

Sind Ihre Kinder auch so bergbegeistert?
Nein. Mein Vater war früher Spitzen-Leichtathlet, aber er war so tolerant, dass er gesagt hat: Mach du, was dir Spaß macht. Ich habe mich bemüht, auch so zu den Kindern zu sein. Natürlich sind sie früher auch geklettert, aber das war nicht so ihres. Heute gehen sie mit in die Boulder-Halle, fahren Snowboard, die Tochter geht gern reiten, der Sohn kickt und fährt Skateboard. Sie machen Sport, aber nicht mit dem Fanatismus, wie ich ihn betrieben habe. Dafür bin ich auch ganz dankbar. Wenn mein Sohn jetzt sagen würde, er geht in die Dolomiten zum Klettern – ich glaube, ich hätte sehr viel Angst.

Heute sind Sie als Botschafter für Deuter tätig.
Meine Lebensplanung war, mit 60 Jahren aufzuhören. Ich habe die Marke fast 25 Jahre lang geführt, immer mit viel Einsatz. Am Schluss habe ich gemerkt, dass die Power schon ein bisschen nachgelassen hat. Da habe ich mir gesagt: Bevor ich wirklich ausgebrannt bin, mache ich einen Absprung. Was mir aber weiter viel Spaß macht, ist der Umgang mit Menschen bei Schulungen, die Mitarbeit bei der Produktentwicklung, die Kontaktpflege zu Kunden oder auch das Beobachten von Märkten in anderen Ländern. Also bin ich jetzt Markenbotschafter. Es geht ja nicht nur um die Vermittlung von Fakten, es geht immer auch um Emotionen. Als ich bei meinem ersten Führungsseminar die Marke präsentierte, hab' ich gefragt: Was verkauft Deuter? Da haben mich alle komisch angeschaut und gesagt: Rucksäcke. Und ich hab' gesagt: Falsch! Emotionen. Wir verkaufen Emotionen.

Die Fragen stellte Bernd Steinle.



Die T-Shirts von Eikyu sind nach jahrhundertalten Techniken und aus japanischen Stoffen gefertigt. Das weiß im Zweifel zwar nur der Besitzer, aber auch das hat seine Vorteile.

MOOD ↑



Diese Clutch sieht wie selbstgenäht aus, wie alles Schöne für den nächsten Herbst. Die gute Nachricht: Man kann sie schon jetzt kaufen, bei Soul Kathriné in Hamburg.



Wenn jeder Zweite mit Basttasche an den Strand kommt: Wie wäre es dann mit einem zweifarbigen Seesack des Berliner Labels Marin et Marine?



Das Design von Kopfhörern wird nicht mehr unterschätzt. Da können sie auch aus dunkelblauem Leder sein. (Master & Dynamic)

FOTO: PRIVAT

Straight oder mit Schwung?
Wenn man weniger Bier trinken möchte, sollte man es laut einer Studie der Universität Bristol besser aus einem geraden Glas zu sich nehmen. Probanden brauchten für 0,2 Liter Bier aus einem geschwungenen Glas im Durchschnitt 7,5 Minuten, aus einem geraden 11,5. Andererseits: unwahrscheinlich, dass die Test-Gläser mit Kölsch gefüllt waren.



Athinolia, Manaki und Koroneiki könnten fast griechische Götter sein. Es sind aber drei Olivenöle des Herstellers Olive Joy. 140 weitere unerforschte Sorten soll es in Griechenland noch geben.



Das zweite schöne Shoppingziel auf dieser Seite: Just One Eye, leider in Los Angeles.



Ist vielleicht nichts für die Wanderung, aber macht sich auf dem Schreibtisch umso besser: die erste Sigg-Flasche aus Glas.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking

Die meisten Logo-Sweatshirts hat man auf 100 Meter Entfernung identifiziert. Dagegen ist Most Modest aus San Francisco so obskur, dass man erst mal googeln muss.



„Der große Trip“
Der gleichnamige Bestseller und die Verfilmung mit Reese Witherspoon in der Hauptrolle konnten einige Menschen für Marathon-Wanderungen begeistern – wie die 4300 Kilometer lange Strecke im amerikanischen Westen. Vor Erscheinen des Buchs wagten sich gerade mal 300 Leute pro Jahr an die Tour. 2015 sind es schon jetzt 3500.



Diorama der eigenen Schätze: Am neuen Pinorama von Hay hängen viele Ideen.



Was früher die Coffeetable-Books waren, sind heute die Kochbücher. Auf der Wunschliste für den Sommer steht „Eat the Week“ von Anna Barnett, die gerne Grünzeug einkauft.



FOTOS: ALAN BENSON (2), FASMIUS NORLANDER, HERSTELLER (9)

MUT →



Karohemd mit kurzen Ärmeln von MiuMiu; um die Hüften gebundene Jacke von Porsche Design Sport by Adidas; Leggings von Paco Rabanne (über Stylebop); Sandalen von OCK (über Sportscheck); um den Oberkörper gebundene grüne Tasche von The North Face.



Silberfarbene Jacke von Moncler; darunter eine karierte Jacke von Peuterey; Badeanzug von Eres; Quastengürtel zum Binden von Max Mara; Gladiator-sandalen von Hugo Boss; Klettergürtel von Mammut (über Sportscheck).

LEAN IN

Manche Verrenkungen sehen richtig gut aus.
Oder liegt das etwa an der Outdoor-Mode?

*Fotos Meinke Klein
Styling Caroline Bucholtz*



Gelber Ledermantel und beigefarbene Hose von Céline; Langarmshirt mit Wellenmuster von Hugo Boss; Sandalen von Michael Kors; Rucksack von The North Face.



LEAN IN

Geripptes grünes Wollkleid von Akris; Jacke von Marc O'Polo (unterm Rucksack); Rucksack von The North Face; Sandalen von Fay.



Seegrünes Seidentop von Giorgio Armani; Mantel mit Camouflagemuster von Valentino; weiße Shorts von J Brand (über Stylebop); Strümpfe von Rohner; Trekkingschuhe von Adidas by Stella McCartney; Rucksack von Marmot (über Sportscheck); Klettergürtel von Black Diamond (über Globetrotter).

Beigefarbenes Stretch-Kleid von Ralph Lauren Collection; orangefarbene Jacke von Stone Island; High Heels von Salvatore Ferragamo; Rucksack von Deuter (über Sportscheck); Trinkflasche von Sigg (über Globetrotter); Wanderstöcke von Leki (über Sportscheck); Handschuhe von Nike.



LEAN IN



Wildlederweste in Beige von Michael Kors; gemustertes Bra-Top von Puma; Hose von Sonia by Sonia Rykiel; Gürtel zum Binden von Hermès; Wandersocken von Rohner (über Sportscheck); Wanderschuhe von The North Face; Gürteltasche von Nike.

Fotografiert von Meinke Klein @ Unit CMA
Styling: Caroline Bucholtz
Styling-Assistenz: Sofija Rybakovaite
Haare & Make-Up: Kathinka Gernant @ Unspoken Agency
mit Produkten von Chanel.
Model: Vivian @ Elite Model Management



LEAN IN

Khakifarbener Mantel von Woolrich; kariertes Kleid von Bottega Veneta; graues Bra-Top mit Neon-Streifen von Nike; rote Klettertasche von Black Diamond (über Sportscheck); Schlangengürtel zum Binden von Max Mara; Wandersocken von Rohner; Trekking-sandalen von Teva; Uhr von Victorinox.

5:36

Kurz vor sechs Uhr früh. Es ist noch dunkel auf dem Campus der Universität von Kapstadt. Plötzlich dröhnt es aus Konzertboxen auf den Dächern der Uni-Gebäude rechts und links der Straße: „Hossa-hossa-ho, hossa-hossa-ho!“ Ekstatisch, elektrisierend. Genau der richtige Antrieb für Tausende Männer und Frauen, die aufgekratzt auf den Schuss warten: den Startschuss für den Two-Oceans-Marathon rund um die Kap-Halbinsel. Wer nicht in den ersten Reihen steht, bekommt den Schuss gar nicht mit. Er sieht nur, wie sich das Feld nach vorne schiebt, einer Raupe gleich, in Wellenbewegungen, auf und ab. Nach dem ersten Anstieg verläuft die Strecke 15 Kilometer lang erst abschüssig und dann flach, die Schnellen ziehen bald davon. Wer bisher nur Marathon gelaufen ist, also 42 Kilometer, hält sich besser zurück. Denn an diesem Aprilmorgen stehen 56 Kilometer an. Da heißt es: sich sklavisch nach der Uhr richten, den Rhythmus halten, die Landschaft und den Sonnenaufgang über dem Indischen Ozean genießen. Und immer wieder trinken. Nach gut zweieinhalb Stunden steht die Sonne hoch am Him-

mel. Zudem steht der erste Anstieg bevor. 170 Höhenmeter geht es von Kilometer 31 bis 35 die Küstenstraße Chapman's Peak Drive hinauf, die eine grandiose Aussicht auf das Städtchen Hout Bay bietet. „Lekker“, würde der Südafrikaner sagen. Bald darauf sieht der Läufer aus Hessen mit mulmigem Gefühl: Das war erst das Vorspiel. Nach zwei Kilometern Entspannung bei 27 Grad im Schatten steigt die Strecke wieder an. Der nächste Höhepunkt folgt dann bei Kilometer 42. Da haben die Südafrikaner ein „Start“-Banner über die Strecke gespannt. Will sagen: Hier beginnt der Lauf im Grunde erst richtig. Wie wahr! 200 Höhenmeter sind es zum Constantia Nek bei Kilometer 45 – und danach *all up and down*. So mancher geht jetzt nur noch. Aber aufgeben? Wie gut, dass helfende Hände salzige Kartoffeln mit Schale reichen, das gibt Kraft und hebt die Laune. Und der Sprühregen aus Gartenschläuchen ist ein Segen. Schließlich folgt die letzte Runde im Stadion der Universität und nach gut fünfeneinhalb Stunden das Zielbanner. Dahinter steht in Plastikwannen gekühltes „Castle light“ – gebraut nach deutschem Reinheitsgebot. *Thorsten Winter*

3:55

Als ich während meines ersten Marathons die letzten Meter in Angriff nahm, stieg plötzlich mein Puls. Die Schmerzen der letzten Stunden verflohen, ich wurde schneller und schneller. Meine Gedanken machten Sprünge: die ersten Läufe, die ich während meines Wehrdiensts machen musste; die wunderbaren Wanderungen in Skandinavien; wie großartig der Zieldurchlauf werden würde. Das musste das Hochgefühl sein, von dem viele Läufer berichten, das *runners high*. Im Vorbeifliegen sagte ich einem humpelnden Mann, er könne es schaffen, es sei nicht mehr weit. Es war

herrlich. Meine Füße flogen, ich lief in die letzte Kurve. Der Weg wurde eng, wir Läufer drängten uns zusammen, immer noch mit flottem Schritt. Von hinten drückten die Schnelleren und riefen: „Los jetzt, schneller“. Die Herde drehte durch. Einer schubste, einer stürzte – vom Läuferhoch zum Läuferdief. Mit ein paar Fremden und unter dem leisen Piepsen der Zeitmessung überquerte ich die Linie. „Bitte schnell den Zielbereich freimachen“, rief ein Mann und wies mir den Weg. Ich bekam eine silber-goldene Isolationsfolie und eine namenlose Medaille. *Nils Thies*

LEBENS LAUF

Ein Marathon ist eine existentielle Erfahrung. Acht Läufer rennen ihren Erinnerungen an 42,195 Kilometer hinterher.

3:30

Von den sportwissenschaftlichen Errungenschaften der Freiburger Sportmedizin habe auch ich profitiert. Nun ja, ich habe es wenigstens versucht. Und es waren nicht Epo-Doping oder Blutaustausch. Als ich vor Jahr und Tag zur Berichterstattung über das Team Telekom dessen Trainingslager auf Mallorca besuchte, ergab sich die Gelegenheit, die Leistungsdiagnostik der Radprofis auszuprobieren: sich in die Pedale zu stemmen, die der Klassiker-König Erik Zabel kraftstrotzend im Kreis hatte fliegen lassen, auf dem Sattel zu schwitzen, den der majestätische Jan Ullrich besessen hatte. Ich fand, dass ich keine schlechte Figur machte auf dem Ergometer. Ich war damals gut im Training, täglich. Beim Marathon lag meine Bestzeit unter vier Stunden, Joschka Fischer war in Reichweite. Die Radsport-Ärzte attestierten mir Fitness und Potential für eine Zeit um 3:30 Stunden. Mag sein, dass gar keine böse

Absicht dahinter steckte. Doch die Zuversicht, die ich daraus entwickelte, sollte sich rächen. „Quäl dich, du Sau!“, stand auf dem Plakat, mit dem meine süßen Nichten an der Strecke des Bonn-Marathons standen. Das war das Wort, mit dem sich Ullrich zum Tour-de-France-Sieg 1997 hatte auffordern lassen. Wie zum Hohn flog ich leichtfüßig über den Asphalt, und als zwei reifere Herren vorübertrabten, schloss ich mich ihnen mühelos an. Ich, der 3:30er-Kandidat. Merkwürdig, fand ich, dass bald Atemnot die Teilnahme am Gespräch unterband, dann musste ich sogar Spurts einlegen, um den Alten auf den Fersen zu bleiben. Und bei halber Strecke, 21 Kilometer in reichlich eindreiviertel Stunden, die Überraschung: „Bumm“ machte es, und ich stand statt zu schweben. Meine Beine hatten so etwas wie einen Kolbenfresser. Ich machte ein paar Dehnübungen, ich joggte ein wenig, der Strom der Vier-Stunden-Läufer zog vorüber. Als die Schuhspitzen, der Bauchnabel und die Zigarettenspitze des Vaters der süßen Mädchen auf die Straße ragten, stieg ich aus. Im Elternhaus gab es Kaffee und Kuchen, im Fernsehen lief das Radrennen Paris-Roubaix. Ich war in der Form meines Lebens. Aber nicht einmal dazu hatte sie gereicht: mich angemessen zu quälen. *Michael Reinsch*

3:37

Der erste Marathon stand an, und es soll natürlich der in Frankfurt sein, vor heimischer Kulisse. Da kommen viele Bekannte, die an der Strecke stehen und anfeuern, vor allem aber gibt man in so einem Umfeld nicht so leicht auf. Irgendwann waren die Monate der akribischen Vorbereitung vorbei, intensive Monate, denn das Training war nicht nur auf Ankommen, sondern, gleich beim ersten Mal, auf eine Zeit von 3:30 Stunden ausgerichtet. Die Freundin war in Gedanken stets dabei. Kaum ein Tag war vergangen, an dem sie nicht gefragt hätte: Wie läuft's? Wie war das Training heute früh? Denk dran: gutes, frisches Obst essen, Süßkram gibt es hinterher wieder. Geh früh schlafen,

trink bloß keinen Wein am Abend, und werde ja nicht krank! Je näher der Tag rückte, desto größer wurde die Aufregung. Für den Wettkampf war ein Treffpunkt am Streckenrand verabredet, an dem sie stehen wollte – voll ausgestattet für alle Eventualitäten und widrigen Umstände: mit einem Notfallkoffer mit Pflaster, Aspirin, Wundcreme, Schere, Feile, tausenderlei Kleinigkeiten, speziellen Hilfsmitteln, falls Krämpfe kommen und bester Verpflegung für die letzten schweren Kilometer. Die Rundumversorgung gipfelte im wohl Wichtigsten überhaupt – ungläublicher Begeisterung und zahlreichen Motivationstricks. Doch dann, irgendwann bei Kilometer 32: Wo ist sie? Hier sollte sie stehen. Mist, wie blöd! Ein paar Meter weiter plötzlich ein Menschengewühl. Was war da los? Eine Läuferin war gestolpert und gestürzt, es gab blutige Schrammen, und das alles direkt vor ihrer Nase. Schon war die vergessen, um die sie sich kümmern wollte auf ihrem ersten Marathon. Nothilfekoffer und Aufmerksamkeit waren bei der anderen. *Susanne Braun*

4:35

Sarah“, sagt die junge Mutter, auf mich zeigend, zu ihrer kleinen Tochter, „die machen hier heute ein Wettrennen. Aber der da macht ganz langsam.“ Es muss kurz vor Kilometer 33 passiert sein. Da kam der Hieb vom Mann mit dem Hammer, jener Sagen- und Angstgestalt jedes Marathonläufers, die ihren Opfern gemeinhin von Kilometer 30 an auflauert. Der Mann hat mich voll erwischt. Es fühlt sich an wie eine Bruchlandung aller Systeme. Von Knie bis Hüfte ist mir, als ob von einem Moment auf den anderen nicht mehr Muskeln Dienst tun, sondern Eisenstangen. Wir waren drei Freunde an der Startlinie, Nico, Stefan und ich. Aus einer buchstäblichen Schnapsidee auf dem Weihnachtsmarkt war ein gemeinsames Ziel erwachsen: Wir machen beim Düsseldorf Marathon im April mit, in atmungsaktiven Shirts durch die Heimatstadt, und: Wir laufen 42,195 Kilometer in unter vier Stunden. Nun aber sprengte ich unsere Renngemeinschaft, mit einem Wort, so wie wir es verabredet haben: „Laufft!“ Mein einst federnder Schritt weicht endgültig einem stampfenden Vorwärtsschleppen. Noch beinahe neun Kilometer bis ins Ziel – wie soll ich das jemals schaffen? Allein mit mir

und einem rebellierenden Körper, der mich penetrant anschreit: HÖR ENDLICH AUF! Während der Kopf in einer Tour entgegnet: HALTE NICHT AN, HALTE NIEMALS AN! Ich werde von Damen und Herren überholt, für die ich in der U-Bahn augenblicklich aufgestanden wäre. Auf einer breiten Straße durch ein linksrheinisches Industriegebiet, die von jeglichen Zuschauern befreit ist, gebe ich beinahe den Beinen nach, die sich morsch anfühlen wie altes Holz. Ich will trinken, Cola, Fanta, Sprite – irgendwas Zuckerhaltiges. Doch an den Verpflegungsständen gibt es nur Wasser, immer nur Wasser. Die Oberkasseler Brücke über den Rhein wölbt das Asphaltband zu einem schier unüberwindbaren Steilstück. Ich könnte weinen, vor Schmerz und Trotz. Und dann steht sie da, wache oder träume ich, wie eine gute Fee: meine Mutter. Sie reicht mir eine Flasche giftgrünes, angeblich isotonisches Zuckerswasser. Sie spricht Sätze, aus denen dieses Wrack von Sohn Worte wie „stoll“, „spitze“, „stolz“ herausdestilliert. Sie radelt auf ihrem Holland-Rad ein Stück weit neben mir her, bis auf die Königsallee. Nur noch drei Kilometer. Und es ist ganz wunderbar. *Alex Westhoff*

3:54

Es war Ende Juli, einer dieser typischen, kühlen Sommertage in San Francisco. Im Jahr 2002 stand mein Sohn einen Tag vor der Vollendung seines fünften Lebensmonats – und die vergangenen Wochen waren intensiv gewesen, mit wenig Schlaf, nicht mehr nur wegen des unfreundlichen Zeitunterschieds zur Frankfurter Zentralredaktion. Es war mein vierter Marathon, zwei Läufe in New York und ein weiterer in San Francisco lagen schon hinter mir. Vier Jahre Amerika, der vierte Marathon – das passte. Menschen, die in San Francisco einen Marathon laufen, sind ein bisschen verrückt. In jedem Fall sind sie nicht auf der Suche nach einer Bestzeit. Denn in der Stadt geht es steil bergauf – und steil bergab, was man auch in vielerlei übertragener Hinsicht verstehen kann. Hier einen Marathon zu laufen ist etwas für Menschen, die Spaß an der Bewegung haben, nicht unbedingt für solche,

die sich gegenüber ihren Freunden mit Bestleistungen brüsten möchten. Natürlich nehmen deshalb auch weniger Menschen an Laufveranstaltungen teil als zum Beispiel in New York. Aber San Francisco ist eben in jeder Hinsicht etwas Besonderes, auch beim Laufen. Ein Teil der Strecke ermöglicht den Blick auf die Bucht, die Brücke, die Stadt am Fuß der Hügel; ein anderer Teil führt hinüber zur offenen Küste mit dem Pazifik. Plötzlich machen dort die Wolken der Sonne Platz, das Licht Kaliforniens erfasst die Läufer mit seiner ungläublichen Klarheit. Es ist eine Strecke zum Meditieren, kein Lauf, durch den man vom Publikum gepeitscht wird, wie in New York. Es ist eine Strecke, auf der einem im Wortsinne ein Licht aufgehen kann: wie schön es ist, mit der Familie hier sein zu dürfen, aber auch, dass die Zeit, die man in der Stadt noch hat, begrenzt sein würde. So war es dann auch. Das Jahr 2002 markiert meinen vorerst letzten Marathon in den Vereinigten Staaten. Mein Sohn ist hier geboren; im nächsten Herbst wird er seine Geburtsstadt zum ersten Mal wiedersehen. Ob wir dort, lieber Felix, noch einmal gemeinsam laufen können? Das wäre ein Ziel. Meine Zeit, fünf Monate nach Deiner Geburt, war 3:54,07 Stunden. Fang schon mal mit dem Training an. *Carsten Knop*

3:00

Meine ersten Marathon-Erfahrungen stammen aus einer Zeit, als man die Frage „Wie läuft's?“ – gestellt in Bezug auf die Vorbereitungen für das Debüt über die 42,195 Kilometer – noch mit den eigenen Worten beantwortete. Und nicht mit den Daten einer Effizienz-App. Der Begriff „Quantified Self“ hätte jedes Gespräch an sein Ende gebracht: „Quantified what?“ Marathon war immer schon ein Stück Selbstverwirklichung, aber an Selbstoptimierung hat nicht einer meiner damaligen Laufpartner gedacht. Rund zwei Jahrzehnte, bevor das erste Smartphone auf den Markt kam, machte ich mich mit handgeschriebenen Trainingsplänen auf den Weg zur Premiere. Um festzustellen, dass Marathon etwas von einem Zahnarztbesuch oder einer Prüfung hat: Wenn es vorbei ist, ist es am schönsten. Der Termin des Wunschlaufs war im Mai, das Training eine Wintererfahrung – nie wieder habe ich die Zeit von Herbst bis Frühling so intensiv und bewusst erlebt. Neben dem Umstand, das Debüt in 3:40 Stunden bewältigt zu haben, ist es diese Natur-Licht-Wetter-Erfahrung, die in Erinnerung geblieben ist. Rainer, meinen engsten Laufgefährten, und mich stach im nächsten Jahr der Hafer: Die Drei-Stunden-Marke wollten wir knacken. In der

Vorbereitung liefen wir ein Zehn-Kilometer-Rennen auf einem Stadtkurs im Odenwald. Rainer hielt in der ersten Runde mit den Kenianern mit, der verblüffte Streckensprecher musste seinen Namen lange suchen in der Starterliste – dann wurde mein Freund nach hinten durchgereicht und wieder einer der namenlosen Teilnehmer. Ein paar Wochen später gehörte ich zu den am besten bezahlten Startern des Marathons in meiner Heimatstadt. Das verdankte ich einem kapitalen Scheitern. Mit der Drei-Stunden-Hybris unterwegs bis etwa zur Hälfte der Distanz, kam kurz darauf der Hammer – Gehpause reihte sich an Gehpause. Bei Kilometer 32 war Schluss. Ein unfunktionierte Stadtbus diente als Besenwagen. Es saßen schon ein Dutzend Gestalten auf den Sitzen, verpackt in knisternde, glitzernde Folie, als ich mich hineinwuchtete. Christo ließ grüßen. Die leeren Gesichter, die noch laufenden Stoppuhren an den Handgelenken, die Geräusche der Wärmeisoliere – das beschrieb ich in einem Text, der mir später ein paar tausend Mark einbrachte in einem Schreibwettbewerb. Schöne Gage für einen unvollendeten Marathon. Dank Internet konnte ich die Gesamtzahl der damaligen Läufer, es waren 7297. Meine Schuhe trugen drei Streifen, Modell „Oregon“. Hätte ich nicht mehr gewusst, aber im Netz findet sich ein Foto, das mir den Namen zurückgebracht hat und auf mich wirkt, als wäre es bei mir im Hausflur geschossen worden. Meine Schuhe nach dem Wintertraining. Es fühlt sich jetzt wieder alles ganz nah an. Den Satz „Wenn es vorbei ist, ist es am schönsten“ – den nehme ich zurück. *Jörg Hahn*

4:20

Der Kaffeebecher zittert in den Händen, der verschüttete Inhalt bringt immerhin ein wenig Leben zurück in die eiskalten Finger. Um den ganzen Körper aufzuwecken, bräuchte es aber wohl einen Swimmingpool voll Kaffee. Stattdessen erhalten die Läufer an der Beutelrückgabe ihre durchnässen Wechselklamotten – die zurückgelassenen Sachen lagen im Freien, während sich das Feld durch die schwedische Hauptstadt quälte. Vier Stunden hat der Kampf gedauert gegen das, was sie in Stockholm Fröhsommer nennen. Drei Grad hatte das Thermometer am Start gezeigt. Dann wurde es immer wärmer. Beim Zieleinlauf waren es schon vier Grad. Es war kalt, es war nass, es war windig. Jeder Regentropfen fühlte sich an wie ein winziger Nagel, der auf die Haut gefeuert wird. Fast noch mehr schmerzte der Anblick des Typen, der in kurzen Hosen und T-Shirt neben mir lief, so locker, als wäre es der Stadtlauf von Honolulu. Wenigstens spendete er

etwas Windschatten. Vor allem die kurzen Abschnitte mit Kopfsteinpflaster in der malerischen Altstadt standen unter Wasser. Stellenweise trug das Rennen Züge eines Slalomlaufs, obwohl es ohnehin keinen Wert hatte, den Pfützen auszuweichen, die Füße waren so oder so klatschnass. Die Startnummer war nach wenigen Kilometern so durchnässt, dass die Sicherheitsnadeln ihr keinen Halt mehr gaben. Die Strecke durch Stockholm ist wahrlich kein Kurs für Anfänger. Es geht praktisch immer bergauf oder bergab, Brücken rauf, Brücken runter, in den Tunnel, aus dem Tunnel. Beim Inselhopping ist Wind auch an normalen Tagen ein ständiger Begleiter. Doch dieser 2. Juni 2012 war kein normaler Tag. Seit einem Dreivierteljahrhundert sei es Anfang Juni nicht mehr so kalt gewesen, titelt am nächsten Tag die größte Zeitung des Landes. Der Lohn dafür: ein gelbes T-Shirt. Eine trockene Thermojacke wäre schöner gewesen. *Christian Palm*

SIE LÄSST SICH NICHT HÄNGEN

Juliane Wurm ist die beste Boulderin der Welt. Niemand kann besser erklären, wie man die schwierigsten Wände erklimmt. *Von Bernd Steinle, Fotos Daniel Pilar*



Dienstagmorgen, ein Industriegebiet in Köln-Ehrenfeld. Tankstellen, Karosseriebetriebe, eine Bikerbude namens „Big Boys Cycles“, mit dicken Motorrädern, Riesen-Totenköpfen, zügelnden Höllenflammen. Gleich dahinter, in einem alten Fabrikgebäude, beginnt eine andere Welt. Im „Boulder Planet“, einer Kletterhalle, macht sich Juliane Wurm fürs Training fertig. Wie Kulissen stehen in der Halle kreuz und quer künstliche Wände, übersät mit bunten Knubbeln: verschiedenen Griffen für verschiedene Kletterrouten in verschiedenen Schwierigkeitsgraden. Was fehlt, ist ein Seil. Bouldern ist Klettern in Absprunghöhe, ohne Seilsicherung, über Weichbodenmatten. Kurze Routen, konzentrierte Bewegungen, knifflige Züge. Klettern pur. Das Bouldern wird hierzulande immer populärer. Die ersten reinen Boulderhallen entstanden vor zehn Jahren, heute schätzt der Deutsche Alpenverein die Zahl der Boulderer in Deutschland auf 110.000. In vielen Städten entstehen neue Anlagen. Juliane Wurm ist mit dem Sportklettern in der Halle groß geworden. Heute ist die 24 Jahre alte Medizinstudentin die beste Boulderin der Welt. Im vergangenen Jahr wurde sie Weltmeisterin, im Mai auch Europameisterin. Wer also könnte besser erklären, worauf es ankommt beim Boomsport Bouldern?

KRAFT

Es ist das erste, was einem einfällt, wenn man die verblüffenden Bewegungen von Spitzenkletterern sieht: wie viel Kraft dahinterstecken muss. „Wir trainieren viel Kraft und Physis“, sagt Juliane Wurm. Weniger auf klassische Weise, mit Hanteln im Studio, sondern mit dem eigenen Körper: Halten an kleinen Griffen, Spannungsübungen an Ringen, weite Züge am Campusboard, einem an die Wand montierten Holzbrett mit übereinander geschichteten Leisten in unterschiedlicher Größe, an denen sich die Kletterer nach oben hangeln. Hauptsache, die Übungen sind möglichst kletterspezifisch. Krafttraining ist beim Klettern kein Selbstzweck, es geht nicht darum, ein möglichst breites Kreuz aufzubauen, um es dann mühsam die Wand hochzuwuchten. „Ein dummer Muskel hilft uns nicht“, sagt Bundestrainer Udo Neumann. Gefragt sind „smarte Muskeln“, die einen beim Klettern voranbringen. Nach dem Grundlagentraining im Winter arbeitet Juliane Wurm in der Wettkampf-Saison im Frühjahr und Sommer oft gezielt an persönlichen Defiziten. „Ich versuche dann im Training, spezielle Züge nachzustellen, die mir in Wettkämpfen schwer gefallen sind.“ Jeder Kletterer hat seinen individuellen Stil, seine eigenen Stärken und Schwächen. Der eine müht sich mit viel Kraftaufwand eine Route hoch, der andere schiebt sich in geschmeidig fließenden Bewegungen nach oben, ein dritter findet mit ungewöhnlichen Ideen und kreativen Zügen eine eigene Linie. Es gibt viele Wege, die eine Wand hoch führen. Der Weg von Juliane Wurm hat, trotz aller Athletik und obwohl sie auch den einarmigen Klimmzug schafft, weniger mit überragender Kraft zu tun. Sondern mit einer anderen wichtigen Fähigkeit.

KOORDINATION

Juliane Wurm war früher Kunstturnerin. Mit drei fing sie in einer Mutter-Kind-Gruppe an. „Ich hab geturnt, bis ich

zehn oder elf war. Am Ende war das richtige Leistungsturnen.“ Mit aufwändigem Training und russischen Betreuern. „Wir wurden da schon ziemlich getriezt, mit Spagat zwischen zwei Stühlen, und einer drückt von oben runter und so.“ Irgendwann war das ihren Eltern zu viel. Juliane fand eine gute Kinderklettergruppe in Dortmund, beeindruckte dort durch das Bewegungsgefühl, die Körperbeherrschung, die Spannung, die sie vom Turnen mitbrachte – und fand schnell Spaß daran, die Wände hochzugehen. Mit 16 wurde sie jüngste deutsche Meisterin im Sportklettern. Das besondere Bewegungsgeschick prägt ihre Art des Kletterns bis heute. „Bei ihr sieht alles sehr leicht aus“, sagt Neumann. „Wenn man ihr zuschaut, denkt man: Okay, das sieht gut aus, das könnte auch was für mich sein. Wenn man dann selbst rein geht, merkt man erst, wie schwer das eigentlich ist.“ Der Eindruck des spielerisch Mühelosen führt auch mal zu Missverständnissen. „Wenn ich irgendwo nicht hochkomme, sagen die Leute oft: Du hast Dir ja gar keine Mühe gegeben. Obwohl ich mich total angestrengt habe.“ Mit dem außergewöhnlichen Körpergefühl gleicht Juliane Wurm auch ihre Nachteile in der Reichweite aus – sie ist nur 1,61 Meter groß. „Aber sie ist unglaublich gut koordiniert, sie lebt von den kleinen Bewegungen“, sagt Neumann. Und von der Dynamik. Die wird beim Bouldern immer wichtiger, weil in den Wettkämpfen immer mehr Sprünge verlangt werden. Wer Juliane Wurm im Training bei so einem Sprung beobachtet, kommt aus dem Staunen nicht mehr raus. Man sieht den Griff, an dem sie hängt, man sieht den Griff, den sie anpeilt, und man denkt: Nee, das wird nicht hinhalten, im Leben nicht. In dem Moment hat sie den Griff schon in der Hand, krallt sich fest, pendelt mit den Beinen aus. Und als Zuschauer verliert man kurz den Glauben an die physikalischen Grundsätze, allen voran an die Schwerkraft.

KONZENTRATION

Das Gehirn ist der wichtigste Muskel beim Klettern – das wusste schon die Kletter-Legende Wolfgang Güllich. Für Wettkampfkletterer gilt das erst recht. „Wichtig ist, dass man an sich glaubt“, sagt Juliane Wurm. Ein Boulder-Weltcup oder eine Weltmeisterschaft besteht aus Qualifikation, Halbfinale, Finale. In jeder Runde müssen meh-

reere Boulder durchstiegen werden – rund vier Meter hohe Wände mit eigens gebauten Kletterrouten. Für jeden Boulder haben die Kletterer vier Minuten Zeit. Das Problem: „Wenn es am ersten Boulder nicht läuft, denkst man: Oje, ich bin so schlecht, ich kann gar nichts mehr“, sagt Juliane Wurm. „Und wenn man es nicht hinkriegt, das abzuschalten, wird man auch den nächsten Boulder nicht hochklettern.“ Ohne die Kunst, sich in so einer Situation aufzufangen, sich aus einem psychischen Loch zu befreien, hilft einem das beste Klettertraining nicht viel. Die Gedanken in die richtige Richtung zu lenken, den Wechsel von Spannung und Entspannung an einem langen Wettkampftag zu schaffen – auch das macht einen Spitzenkletterer aus. „Denn nur wer entspannt ist“, sagt Neumann, „kann auch kreativ sein.“

KREATIVITÄT

Kreativität? Beim Klettern? Klingt erst mal leicht überspannt. Aber: Klettern kann auch zur Denksportaufgabe werden – wenn es gilt, einen Weg durch eine verzwickte gebaute Route zu finden. Die größte Fehlannahme von Laien nach Neumanns Meinung: dass es vor allem auf die Maximalkraft ankommt, nur weil die am besten sichtbar ist. Es gibt wenig, was einen Kletterer sicherer zur Verzweigung bringt, als wenn er sich einen Weg in den Kopf setzt, sich auf diesen Weg versteift und beharrlich daran festhält, egal was passiert – und so die leichtere Lösung übersieht. „Man muss im Wettkampf flexibel im Kopf bleiben“, sagt Juliane Wurm. „Es passiert jedem mal, dass er eine Variante probiert und denkt: Ja, das ist die richtige Variante, die schaff' ich gleich, die schaff' ich gleich. Und dann probiert man das vier Minuten, geht raus, und da sagt einem einer: Hast du auch den kleinen Griff da und da genommen? Da denkt man dann: Neiiiiii! Härr' ich vielleicht mal drüber nachdenken sollen.“

SPASS

Bouldern ist nicht deshalb so populär geworden und die Hallen nicht deshalb so zahlreich, weil jeder Kletterer plötzlich Weltmeister werden will. Sondern eher, weil Boulderer oft ein besonderes Gemeinschaftsgefühl verbindet. Sie hocken zusammen auf den Matten, tüfteln gemeinsam an Kletterproblemen, quatschen, blödeln, treiben sich an. Selbst in der Weltspitze ist das nicht viel anders. „Ich habe mich nach dem WM-Titel gefragt, ob ich jetzt noch weitermachen soll, viel mehr gibt's ja nicht zu gewinnen“, sagt Juliane Wurm. „Aber mir würde doch was fehlen, ohne die Reisen, ohne die Leute, die ich von den Wettkämpfen kenne, ohne die vielen Freundschaften, die entstanden sind. Das bedeutet mir sehr viel.“ Wer neu in einer fremden Stadt ist, findet beim Bouldern schnell Anschluss. Die Halle ist eine gute Kontaktbörse und der Einstieg kinderleicht: Eintritt zahlen, Schuhe ausleihen, los geht's. Dafür reichen zwei Stunden abends nach der Arbeit. Draußen ziehen die Boulderer gerne mit tragbaren Matten an die Kletterfelsen, klassische Boulder-Gebiete sind etwa Fontainebleau in Frankreich, das Yosemite-Tal in Kalifornien oder in Deutschland der Frankenjura oder die Pfalz. Und nicht zuletzt ist das Klettern auch zum Flirten da. Juliane Wurms Lebensgefährte übrigens heißt Jan Hojer. Er hat im vergangenen Jahr den Boulder-Weltcup gewonnen und ist einer der besten Kletterer der Welt. ◀



Fingerübungen einer Weltmeisterin: Juliane Wurm hält sich im Klettersport an der Spitze.



Am Observatorium: Mario Weigand auf dem Kleinen Feldberg

Foto Marcus Kaufhold

DER HOBBYASTRONOM

Frankfurt glüht. In Orange, Weiß und Rot. Ein paar Türme ragen aus den Lichterflammen und strahlen in den Nachthimmel. Die Männer sind vor dem Licht geflohen, bis hierher, auf den Kleinen Feldberg. Aber sie entkommen ihm nicht. Es ist Frühling, der erste warme Abend hier im Taunus. Aber schon wird der Himmel nicht mehr ganz dunkel, denn Frankfurt gleißt im Abendlicht.

Trotzdem sind sie gekommen, denn es ist wolkenlos, und das mögen Astronomen. Einige haben Ausrüstung für Tausende Euro dabei, um in den Himmel zu schauen. Mario Weigand hat seit Tagen immer wieder auf das Wetterradar geschaut, wann die Lage günstig sein könnte. Stunden bevor er aufgebrochen ist, hat er das Stativ und die beiden Teleskope auf den Balkon gelegt, zusammen 100 Kilogramm schwer, damit sie abkühlen. Sonst kann sich später etwas in ihrer Optik verschieben, und die Bilder werden unscharf.

Weigand will etwas mitnehmen aus dieser Nacht. An die Teleskope bringt er eine Digitalkamera an. Manchmal belichtet er bis zu acht Stunden, um einen Gasnebel, eine Galaxie, Venus oder Jupiter perfekt im Bild zu haben. Für jede Objektart hat er eine eigene Ausrüstung. Das Stativ folgt mit seinem Kugelkopf der Planetenbewegung. Weigand steht oder sitzt daneben, guckt und wartet.

Was war zuerst da, die Sternenfaszination oder das Fotografieren? So eindeutig lässt sich das nicht sagen. Mit elf Jahren nahm Weigand zum ersten Mal die Kamera seiner Mutter in die Hand, zum nächsten Weihnachtsfest schenkte ihm der Großvater ein Buch über Astronomie. Deshalb gehörte das für ihn immer zusammen. Mit den Jahren wurde das Wissen tiefer, die Ausrüstung besser. Inzwischen gelingen Amateurfotografen Aufnahmen, wie sie professionelle Sternengucker vor 20 Jahren machten. Wer so gut sein will, hat nicht mehr viel Kraft für andere Hobbys. Aber wer braucht die, wenn er den ganzen Sternenhimmel hat?

Wenn Weigand noch etwas mehr sehen will, steigt er die paar Treppenstufen zur Sternwarte hoch, die oben auf dem Kleinen Feldberg steht. Sie zeigt den Jupiter 600 Mal größer, als wir ihn mit bloßem Auge sehen. „Schön“, sagen Weigand und die Kollegen vom physikalischen Verein Frankfurt, wenn sie durch das Teleskop schauen, als schwärmten sie von einer Frau. „Herrlich.“

Männer, die in den Himmel vernarrt sind, müssen einiges aushalten. Denn der Himmel macht, was er will. Und wann er es will. Die beste Zeit zum Fotografieren ist im Winter, da ist es am dunkelsten. Doch drei Stunden Sitzen bei minus 15 Grad sind nicht jedermanns Sache. Hobbyastronomen müssen leidensfähig sein, um den perfekten Blick, das perfekte Bild zu bekommen.

Mario Weigand hat die Venus schon oft durchs Teleskop gesehen und auch einige Male fotografiert. Warum schaut er trotzdem immer wieder hoch? „Der Himmel hat eine unglaubliche Variabilität.“ Er könnte das jetzt naturwissenschaftlich erklären, mit Formeln belegen, er hat Nuklearastrophysik studiert, sogar promoviert. Aber das macht er nicht. Er kann noch einfach so in den Himmel schauen und staunen wie ein Kind. Stunden können so vergehen.

Aber das Licht kommt immer näher. Der Feind wird stärker. In den hell erleuchteten Städten brennen viele Lampen die ganze Nacht. Die Lichtverschmutzung ist ein Problem geworden, nicht nur für Hobbyastronomen, auch für Tiere, die in ihrem Tag-Nacht-Rhythmus gestört werden. Es ist schwer geworden, vor dem Licht zu flüchten. Mario Weigand war für einen Forschungsaufenthalt einen Monat in Los Alamos, im amerikanischen Bundesstaat New Mexico. Der Ort ist klein, drum herum ist nichts. Da war der Himmel noch richtig dunkel. Auch in seiner Freizeit reist er oft den Sternen hinterher. 2009 flog er nach Schanghai, um dort eine totale Sonnenfinsternis zu erleben. Im entscheidenden Moment kam ein Gewitter auf, und es begann zu regnen. Der Himmel hat so seine Launen.

Mario Weigand schaut noch einmal nach oben. Der Himmel ist an diesem Abend weit und klar. Da strahlt die Venus, dort blitzt der Jupiter auf. „Ein guter Tag für Planetengucker.“ Aber er zieht die Augenbrauen zusammen, und eine Falte bildet sich auf seiner Stirn. Die Ausrüstung zum Fotografieren von Planeten – vergessen. Ausgerechnet heute.



Was machen die da? Gucken in die Luft, starren auf den Boden, suchen nach den Sternen. Manche Menschen haben seltsame Hobbys.

Von Mona Jaeger

DER PLANESPOTTER

Für manche Dinge hat Ralf Drews kein Verständnis. Wie kann man sich nur auf Brücken oder an Weichen stellen, Stunden warten, bis endlich ein Zug vorbeikommt, um dann ein paar Mal auf den Auslöser der Kamera zu drücken? Dafür die Freizeit opfern oder sogar Urlaub nehmen? Drews steigt von seiner Alu-Leiter und schüttelt den Kopf. „Mir muss mal einer erklären, was an einem Zug so interessant ...“ – weiter kommt er nicht. Er springt die sechs Stufen der Leiter wieder hoch, nimmt die Kamera in Anschlag, streckt sich noch ein paar Zentimeter, um mit dem Objektiv über den Zaun zu blicken, und drückt ab.

Klick, klick, klick.

Wie die Sonnenblume nach dem Licht, so dreht sich Ralf Drews auf seiner Leiter nach dem Flugzeug.

Klick, klick, klick.

Dann dreht der Airbus ab, verschwindet hinter einer Halle. Drews schaut noch auf der Leiter nach, ob die Fotos gut geworden sind. Den Airbus hat er zwar schon fotografiert, wie fast alle Flugzeuge am Frankfurter Flughafen. Aber dieser Winkel, dieser Ausschnitt! Drews ist zufrieden. Er steigt herunter. „Wo war ich? Richtig, bei den Zügen. Ist mir unerklärlich, wie man ein Trainspotter sein kann.“

Und Planespotter? Das sei etwas ganz anderes, sagt Drews. Verrückt sind sie ja alle irgendwie, die Männer, die auf Züge oder Flugzeuge starren. Inzwischen, sagt Drews, kämen auch viele Paare und sogar Familien an den Zaun der neuen Landebahn am Frankfurter Flughafen, wo man den Flugzeugen am nächsten kommt. Dort, an der Düne, ja, so nennt man das hier, stellt Drews seine Alu-Leiter auf. Hinter ihm teilt die ICE-Strecke das Land, rasen Autos über die Autobahn. Vor ihm setzen die Flugzeuge auf. Diesmal eine Boeing. Drews bleibt ruhig. Eine Wolke hat sich vor die Sonne geschoben, deswegen steigt er keine Sprosse hoch.

Was ist so faszinierend an Flugzeugen? Die Größe, der Lärm, die Wucht, mit der sie starten und landen? Vermutlich von allem ein bisschen. Richtig erklären kann man das nicht, auch Drews will das nichts beschönigen. Er ist selbst etwas ratlos. Als kleiner Junge, der zwischen Frankfurt und Köln aufwuchs, schaute er sich den Nacken steif, wenn große und kleine Flugzeuge über seinen Kopf zogen. Damals waren die Motoren noch lauter, war die Flughöhe geringer. Mit seinem Großvater fuhr er zum Flughafen, um die Flugzeuge aus der Nähe zu sehen. Bei vielen Jungs wächst da der Wunsch, Pilot zu werden. Bei Drews nicht. Er ist IT-Fachmann in der Verwaltung. Morgens um sechs Uhr fängt die Arbeit an, zwischendurch schaut er im Internet auf das Wetterradar. Ist das Wetter gut, baut er ein paar Überstunden ab und fährt an die Düne. Oder nach Düsseldorf, Stuttgart oder Luxemburg, wo viele Frachtflieger landen. Auch die hat Drews, der seit mehr als 30 Jahren an Flughäfen fotografiert, fast alle abgelichtet. Morgens kommen sie aus Amerika oder Asien, am Nachmittag aus Europa. Die Fotos zeigt Drews auf seiner Internetseite. Alle Flugzeuge zu sammeln, wie in einem Panini-Album, davon träumt keiner der Planespotter – dafür gibt es mit 15.000 Passagierflugzeugen auf der Welt einfach zu viele.

Ein paar besondere Modelle hätte er trotzdem gern. Manchmal hilft den Planespottern die Fraport, der Betreiber des Frankfurter Flughafens, wie 2011, als die neue Landebahn eröffnet wurde, und die „Konrad Adenauer“, ein Airbus A319, mit Bundeskanzlerin Angela Merkel an Bord als erstes Flugzeug dort aufsetzte. Da bekamen Drews und ein paar andere einen Ehrenplatz auf der Düne. Die Fraport organisiert für die Fotografen auch immer wieder Fahrten aufs Rollfeld.

Diesmal würde es Drews schon reichen, wenn das Korean-Air-Flugzeug, das für den Nachmittag angesagt ist, in einigem Abstand an ihm vorbeifliegen würde. Die Boeing 777 hat eine Sonderlackierung, solche Bilder sind unter Planespottern besonders beliebt. Drews schaut auf sein Tablet, der Flugradar zeigt die ankommenden Flugzeuge. Da ist sie, die Korean Air. Ein Blick zum Himmel. Wolkenlos, die Sonne steht günstig. Drews nähert sich der Leiter. Am Himmel erkennt er noch nichts. Er schaut nochmal auf das Tablet. Das Flugzeug macht eine leichte Kurve, der Fluglotse hat die Piloten angewiesen, auf der anderen Bahn zu landen. Warum auch immer. Ralf Drews kommt zurück von seiner Leiter. Er ist enttäuscht. Hinter ihm rauscht ein ICE vorbei. Er würdigt ihn keines Blickes.



An der Landebahn: Ralf Drews am Frankfurter Flughafen

Foto Helmut Fricke



Unter Wanderfreunden: Carl Ahrens am Krötenzaun im Odenwald

Foto Rainer Wohlfahrt

DER KRÖTENSAMMLER

Wenn die Sonne morgens auf Tau und Äste fällt, wird die Kröte unruhig. Sie zuckt unter ihrem Blätterhaus, in dem sie die vergangenen Monate verbracht hat. Irgendwas regt sich in ihr, ihr kleiner Körper wacht langsam auf. Sie muss rüber zum Teich. Doch der ist weit. Vor ihr liegen die große Wiese und die breite Straße. Sie macht sich auf den Weg.

Wenn die Sonne morgens auf Tau und Äste fällt, wird Carl Ahrens unruhig. Schon früh um fünf ist er aufgestanden, hat die grünen Gummistiefel angezogen. Handschuhe braucht er nicht. Sein Haus ist das letzte an der Straße, dahinter kommt nur noch Wiese und Wald. Er stiefelt los.

Die Kröte hatte sich viel vorgenommen, doch ihre Reise endete bald. Sie war an einen grünen Plastikzaun gestossen, der die Wiese von der Straße trennt. Sie wanderte am Zaun entlang, auf der Suche nach einem Loch, durch das sie schlüpfen könnte. Stattdessen fiel sie nach ein paar Metern in einen tiefen Eimer. Keine Chance, da alleine wieder rauszukommen.

Plötzlich wird es dunkel über ihrem Kopf. Eine Hand greift nach ihr. Ein Mann mit großen Augen blickt sie an. „Na, dich haben wir schon mal gerettet“, sagt Carl Ahrens. Die anderen Eimer am Krötenzaun ist er schon abgegangen, sie ist die einzige an diesem Morgen. Die Wandersaison hat gerade erst begonnen.

Ahrens macht einen großen Schritt über den 30-Zentimeter-Zaun, den er vor ein paar Tagen mit befreundeten Naturschützern aufgebaut hat. Seit 15 Jahren macht er das, hier in Wald-Amorbach im Odenwald. Zwei bis drei Wochen lang, wenn die Sonne schon oder gerade noch da ist, schaut er auf den rund 800 Metern, was alles in den Eimern sitzt, solange die Elstern und Krähen sie noch nicht entdeckt haben. Nicht immer sind es Kröten, auch mal Salamander, Teichfrösche oder eine tote Maus. Sie alle packt Ahrens mit bloßen Fingern, das macht ihm nichts aus. Auch wenn es dieses Mal nur eine Kröte ist, die er gefunden hat: Das frühe Aufstehen hat sich für ihn gelohnt. Die Kröte dankt's – und pinkelt ihn an.

Carl Ahrens nimmt es pragmatisch. So versteht er auch sein Engagement für den Tierschutz. Er ist in Norddeutschland aufgewachsen, arbeitete im Handel und ging, wenn Zeit und Saison war, in den Wald zum Schießen. Ahrens ist leidenschaftlicher Jäger. Das verstehen manche Leute nicht: wie man an der Straße Kröten retten kann und im Wald Tiere tötet. Die Menschen wüssten zu wenig über das Jagen, sagt er – und über die Kröten, denen der „Kuschelfaktor“ fehle. „Klar sind die ein bisschen eklig.“ Deswegen sei es nicht immer leicht, Mitsstreiter zu finden. Doch Ahrens führt regelmäßig Kindergartengruppen oder Grundschulklassen am Zaun vorbei, und danach sind alle auf der Seite der Kröten. Den kleinen, grünen, schrumpeligen Körper zu streicheln trauen sich trotzdem nicht alle.

Als Ahrens im Jahr 2000 nach Wald-Amorbach zog, sah er schon im ersten Frühjahr ein Drama: Die Straße, die zu seinem Haus führte, war gepflastert mit totgefahrenen Kröten. Sie mussten nicht mal unter den Reifen eines Auto- oder Lastwagenreifen gekommen sein. Selbst wenn sie nur auf der Straße saßen, und ein Fahrzeug fuhr mit 30 Kilometern in der Stunde über sie hinweg, platzten durch den Schalldruck ihre Lungen, und das Krötenleben war vorbei.

Carl Ahrens und seine Mitsstreiter stellen Schilder auf: Achtung Krötenwanderung! Und die Autofahrer passten tatsächlich besser auf. Trotzdem würden ohne Zaun und Eimer womöglich zwei Drittel der etwa 300 Kröten, die vom Wald zum Teich auf der anderen Straßenseite wollen, unter die Räder geraten, glaubt Ahrens. Denn an Land sind die Tiere langsam, und gegen ihre Natur kommen sie nicht an – wenn es warm wird, müssen sie sich paaren. „Wir müssen uns nach den Kröten richten, so ist das eben. Irgendwann wandern die halt los.“

Die Tunnelröhren, die unter der Straße hindurchführen, waren wenig hilfreich. Deshalb die Methode mit dem Eimer. Da ist es auch kuscheliger, Krötenmännchen und Krötenweibchen kommen sich näher. Oft entdeckt Ahrens, wenn die Wandersaison den Höhepunkt erreicht hat, neue Pärchen, die im Eimer aufeinander hocken. Ahrens trägt auch sie über die Straße und setzt sie am Rand des Tümpels ab, wo sie laichen können. Es wird auch nächstes Jahr Krötennachwuchs geben.

Das Maß aller Dinge hatte morgens um vier bei der Zeltlager-Nachtwache einen Namen: Maglite. Sie war der Suchscheinwerfer fürs Handgelenk und der Schrecken all jener, die sich im Dunkeln vor ihr verstecken wollten. Heute leuchtet ihr Nimbus nicht mehr so hell. Längst stellen andere Taschen- und Stirnlampen die Maglite in den Schatten.

Wir sind also im Dossenheimer Steinbruch in der Nähe von Heidelberg und testen uns quer durch die Produktpalette der Taschen- und Stirnlampen. Glücklicherweise ist es nicht so gruselig wie in Ingrid Nolls Krimi „Der Hahn ist tot“, in dem dieser Ort eine Rolle spielt. Zum Glück werden wir auch von den Wildschweinen in Ruhe gelassen, die im Steinbruch ihr Unwesen treiben. Vielleicht ahnen sie, was ihnen blühen würde: Einige Testlampen haben einen Stroboskopmodus, der zur Selbstverteidigung dient und die Augen derart irritiert, dass es vermutlich sogar jede Sau grausen würde.

Ein ungestörtes Naturerlebnis finden wir trotzdem nicht, denn hierzulande gilt ja, und zwar ganz egal wo, dass eigentlich immer jemand in der Nähe ist. Und irgendwann brummt immer ein Auto um die Ecke – auf den steilsten Hängen und den engsten Wegen. Im stillgelegten Dossenheimer Steinbruch hält eine Schranke die Autos fern. Doch gerade wuseln zwei ältere Damen mit Stirnlampen daher. Eigentlich passt das prima zum Text. Ungefährlich passt es gar nicht, weil wir gerade die großen Wummer aus dem Lampenarsenal testen möchten.

Als die Stirnlampenfrauen von dannen ziehen und wieder Dunkelheit herrscht, ballern wir den Strahl der LED Lenser X21R.2 auf die Felswand. Die liegt etwa 100 Meter entfernt, doch die Lampe formt einen dicken Lichtfinger, der die Dunkelheit brutal von der Wand reißt. Falls dort Vögel nisten, sind sie nun wahrscheinlich für den Rest ihres Lebens traumatisiert. Wenn man die Lampe auf einen etwa 30 Meter entfernten Hügel richtet, wird die gesamte Umgebung nicht taghell, sondern „heller als Tag“, wie unser osteuropäischer Ko-Tester bemerkte. Die Lampe wirft tatsächlich ein hyperreales Licht, das allerdings nie unangenehm wirkt.

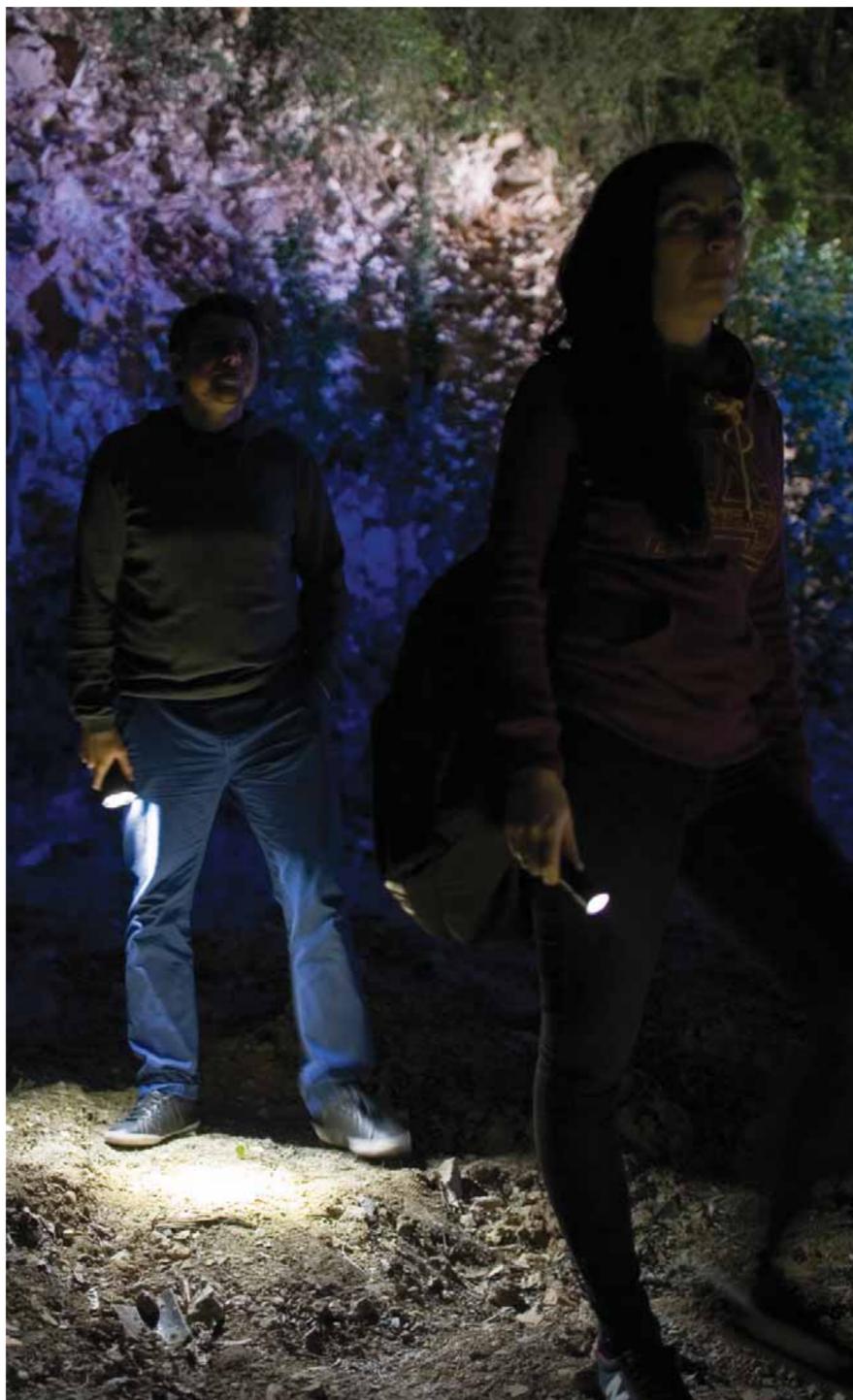
Aber wer braucht diese Strahlkraft? Alpinisten, um der Ricola-Packung Lebewohl zu leuchten, die in die Schlucht gefallen ist? Aberwitzig, denn die X21R.2 ist gut 40 Zentimeter lang, mehr als ein Kilo schwer und somit nichts für Wanderer oder Camper. Eher empfiehlt sie sich für all die Eremiten und Survivalists, die im Wald leben und in keinem Telefonbuch stehen.

Vermutlich würden Überlebenskünstler aber zur krisenfesten Sunartis Everlight Twist F379A greifen. So eine Lampe wird auch von Leuten empfohlen, die im Netz darüber informieren, wie man sich gegen ein „EMP-Ereignis“ wappnet. Im James-Bond-Film „Golden Eye“ soll ein „EMP-Ereignis“ von einer im Weltall gezündeten Atombombe ausgelöst werden: Der elektromagnetische Puls würde alle strombetriebenen Geräte auf der Erde lahmlegen. Nur James Bond kann etwas gegen solche Schrecknisse ausrichten – Otto Normalbürger ist zum Zuschauen verdammt.

Oder er fabuliert im Netz über die „Zehn Dinge, die man vor einem EMP machen sollte“. Apokalypse-Profis besorgen sich demnach ein Handbuch, das erklärt, wie man aus Haushaltsgegenständen einen Generator baut. Um das Handbuch zu lesen, brauchen sie eine manuell ladbare Taschenlampe wie die Sunartis Everlight Twist. Zehn Mal am Schaft gedreht – und schon spendet sie für einige Minuten Licht.

Wir hatten keine Leuchtorgie erwartet, trotzdem war die Lichtqualität ernüchternd. Die Everlight Twist erzeugt ein trauriges Licht, das sich eigentlich nur zur Orientierung eignet. Dem iPhone im Taschenlampenmodus muss sich die Everlight Twist geschlagen geben. Immerhin ist die männerhandgroße Lampe angenehm zu greifen. Als Notleuchte fürs Ferienhaus keine schlechte Wahl, doch Begeisterung ruft sie nur bei Apokalypse-Idioten hervor.

Ob Apokalypse-Angst therapierbar ist, wissen wir nicht. Angst vor Dunkelheit ist therapierbar, aber Betroffene könnten sich auch einfach die Fenix LD75C zulegen: eine Art Autoscheinwerfer ohne Auto. Trotz des recht



ES IST DIE HELLE FREUDE

Im Steinbruch von Dossenheim testen wir Taschen- und Stirnlampen. Das Model flimmert, der Fotograf strahlt, und dann schwirrt auch noch eine Schulklasse herbei.

Von Jonas Hermann, Fotos Marcus Kaufhold

hohen Gewichts ist die Lampe wesentlich kleiner und besser zu transportieren als die LED Lenser X21R.2, leuchtet jedoch ähnlich krass. Die LD75C macht die Nacht nicht zum Tag, sondern zur Disco. Das Stroboskopblitzen beherrscht sie so wie drei Farbmodi: Rot, Grün, Blau. Das farbige Licht ist angenehmer für die Augen und, je nach Gefechtslage, weniger auffällig. Gefechtslage? Ja, denn die vier großen LEDs und das geriffelte Metallgehäuse rauhen: Helikopter, Navy Seals, Abbottabad. Wäre da nicht der Ein-/Ausschalter. Mit ihm lassen sich auch die fünf Leuchtstärken anwählen. Doch wegen der Doppelfunktion bekommt man die Lampe manchmal erst nach mehreren Versuchen ausgeschaltet. Bei Kommandoaktionen wäre sie daher ein Risiko für Leib und Leben – beim zivilen Freiluftvergnügen ist die Fenix LD75C ein handlicher Begleiter, der uns leuchten lässt.

So unscheinbar wie Nachbars Toyota wirkt ihre kleine Schwester Fenix UC30, weshalb sie unserem Ko-Tester erst nicht zusagte. Er mag es groß und auffällig, was sich mit seiner eigenen Erscheinung deckt. Der Leuchtestimmte ihn aber um. Die Lampe ist nicht viel größer als ein Füllfederhalter, taucht aber das ganze Sichtfeld in wohltemperiertes Licht. Selbst Objekte, die 30 Meter entfernt sind, erscheinen detailliert.

Ist der Stroboskopmodus aktiviert, sieht jeder Tunichtgut, der sich auf ihren Besitzer zubewegt, nur noch Sternchen. Deshalb sind die Taschenlampen von Sondereinsatzkommandos oft so programmiert, dass der Stroboskopmodus gleich beim ersten Druck auf den Anschaltknopf einsetzt. Im Gegensatz zu Konkurrenzmodellen kann die Fenix UC30 nicht auf sofortiges Stroboskopblitzen eingestellt werden; das ist aber ihr einziges Manko.

Und wo waren nun die Maglite-Lampen? Auch die lagen in den Händen der Tester, schafften es aber nicht in die Endauswahl. Mehr Sorgen als die Aufrüstung der Konkurrenz dürfte Maglite der Trend zur Stirnlampe bereiten. Früher war sie ein sicherer Hinweis auf ein exotisches Hobby. Heute leuchten auch Gelegenheitscamper am Kopf. Ob bei Zeltaufbau oder Abgussreparatur: Man hat beide Hände frei. Deshalb ist die günstigste Stirnlampe praktischer als die teuerste Taschenlampe. Auch zum Lesen eignen sich Stirnlampen besser – falls nicht gerade ein Mückenschwarm mitlesen möchte.

Unsere Models haben nicht nur mit Mücken zu kämpfen, sondern auch mit der Leuchtkraft der Stirnlampen. Den Strahl ins Auge zu bekommen ist unangenehm, beim stundenlangen Posieren für den Fotografen aber kaum zu vermeiden. Die Sätze des Abends: „Ah, kannst du bitte mal aufpassen?“ Und: „Ich sehe gerade gar nichts mehr!“

Was für eine Leuchtgewalt! Niemand hätte gedacht, dass eine eiproße Lampe mehr als 100 Meter weit strahlen kann. Aber genau das schafft die Mammut X-Shot. Ihre drei LEDs sind mit einem Akku verbunden, der am Hinterkopf positioniert wird. Der Clou: Im Akkukästchen ist ein rotes Rücklicht. Wegen des Akkus liegt die X-Shot spürbar auf den Ohren.

Komfortabler ist die Petzl Nao – dank eines zusätzlichen Tragebands, das über die Stirn zum Hinterkopf läuft, wo der Akku sitzt. Die Nao strahlt selbst auf halber Stärke so tüchtig, dass sie eine Taschenlampe in ähnlicher Größe ersetzen kann. Wie jede Stirnlampe lässt sie sich gut in die Hand nehmen und als Taschenlampe nutzen. Umgekehrt ist das schon schwieriger. Obendrein sind Stirnlampen den Taschenlampen technisch überlegen – jedenfalls die Modelle, die ihre Leuchtkraft automatisch der Situation anpassen. Das funktioniert bei der Petzl Nao recht gut. Mitunter vermag die Automatik aber die Lichtmenge nicht mehr so richtig zu zügeln.

Einig sind sich alle Tester, dass die Ausschaltträgheit der Nao und der X-Shot nicht zu den hochwertig verarbeiteten Lampen passt. Konstruktionsbedingt muss bei beiden mehrmals oder länger Hand angelegt werden, bis sie nicht mehr leuchten.

Während wir fotografieren, spült der Zufall eine Schüler-schar in den Dossenheimer Steinbruch. Man schenkt uns Kuchen und sorgt bereitwillig für die Hintergrundbeleuchtung bei einer der vielen Spezialeinstellungen des Fotografen. Eigentlich hätten wir den Lehrern zum Dank die DP-802AAA-C von de.power vorführen müssen. Sie ist das Pädagenmodell unter den Stirnlampen. Vom Weißmodus kann man zu zwei gelb leuchtenden LEDs wechseln, die ein warmes Licht abgeben. Allen Schülern gleichzeitig ins Gesicht zu blicken – dieser Pädagogen-traum wird mit der Lampe ein bisschen wahr, denn die beiden gelben LEDs formen ein wunderbar breites Leucht-

feld. Dabei ist das gelbe Licht nicht nur zum Lesen angenehmer als das LED-Weiß.

Eine Blenderin ist die de.power aber sowieso nicht – dank automatischer Dimmfunktion leuchtet sie stets wohl-dosiert. Die Dimmung genehmigt sich zwar eine kurze Verzögerung, arbeitet jedoch effektiver als die der Petzl Nao, die eigentlich in einer höheren Klasse spielt. Die erreicht die de.power nicht, weil das Tragegefühl nur durchschnittlich ist. Besonders fällt das beim Joggen auf.

Wegen all der Jogger in Jagdgebieten ließe sich übrigens ernsthaft über eine Stirnlampenflicht diskutieren. Wir haben eine Jägerin gefragt, ob Jogger beim morgendlichen Jagd ein Problem seien. Die Antwort: „Nicht nur morgens! Die sind mittlerweile eigentlich rund um die Uhr unterwegs. Und wenn da einer hinter so 'ner Kurve Liegestütze macht und dabei grunzt wie ein Wildschwein – also, da muss man schon sehr aufpassen!“

Abhilfe könnte die Tactikka Plus von Petzl schaffen. Die Stirnlampe wird als Spezialmodell für Jäger und Angler beworben. Das ist Marketing-Geklingel, dazu später mehr, denn die Lampe überzeugt auch, wenn man mit nicht-letalen Absichten durch die Natur streift. Sie sitzt super und wirft mehr als genug Licht in die Nacht.

Hell strahlende LEDs haben aber grundlegende Nachteile: Sie nagen am Akku, schrecken Tiere auf und können die Nachtsichtfähigkeit der Augen verwirren. Deshalb hat die Tactikka Plus einen Rotlichtmodus. Der blendet nie, spendet aber genügend Licht, um sicheren Schritts voranzukommen. Angeblich zieht der Rotlichtmodus auch weniger Insekten an.

Welchen Nutzen hat das Rotlicht noch für Jäger und Angler? Anrufe bei der „Deutschen Jagdzeitung“ und bei „Fisch & Fang“. Antworten: Der erfahrene Angler vermeidet jedes Überwasserlicht. Jäger könnten mit Rotlicht fette Beute machen, wenn die Gesetzeslage anders wäre. Wildschweine etwa nehmen es nicht wahr, doch das Licht verbessert die Treffsicherheit. Jagden mit künstlicher Beleuchtung ist in Deutschland allerdings verboten. Uns fallen freilich auch harmlosere Gründe ein, weshalb die Stirnlampe Jägern gute Dienste leisten könnte. Ob eine Lampe am Kopf aber mit der traditionellen Kluft und der Waidmannstradition vereinbar ist? Diese Frage überlassen wir lieber den Kollegen von der „Deutschen Jagdzeitung“.

Der Lampentest stimuliert das Kind in uns. Wir haben Lachanfalle, staunen nicht schlecht und dürfen mal wieder laut sein. Doch beschließen möchten wir unseren nächtlichen Test mit einem klassischen Stillhinweis. Stirnlampen sind empfehlenswert, doch so vorteilhaft wie unsere Models sehen damit die wenigsten Menschen aus. Das gilt besonders für Brillenträger. Mit Stirnlampe und Brille hat man viel Fremdmaterial im Gesicht. Je nach Eitelkeit und Einsatzzweck kann eine Taschenlampe dann doch die klügere Wahl sein.



Taschenlampen: Die LED Lenser X21R.2 (Mitte) hat eine unbändige Leuchtkraft, die sie aus sieben Leuchtdioden schöpft (439 Euro); die Sunartis Everlight Twist F379A (zweite von links), die per Drehbewegung geladen wird, ist von keiner Stromquelle abhängig (30 Euro); die Fenix UC30 (rechts oben) wird per USB-Kabel geladen, hat einen Stroboskopmodus und ist wasserdicht (60 Euro); die Fenix LD75C (ganz links) kann in Weiß, Rot, Grün und Blau leuchten (347 Euro).

Stirnlampen: Die Petzl Nao (Mitte oben) wird über USB aufgeladen, wirft mehrere Lichtkegel und hat eine automatische Dimmfunktion (150 Euro); die Mammut X-Shot (unten rechts) leuchtet rund 100 Meter weit (90 Euro); die DP-802AAA-C von de.power (dritte von links) beherrscht Weißlicht und Gelblicht und dimmt automatisch (40 Euro); die Petzl Tactikka Plus (Mitte rechts) hat einen Rotlichtmodus (40 Euro).

TOBIAS GRAU

BERLIN
DÜSSELDORF
FRANKFURT ^{neu}
HAMBURG
KÖLN
MÜNCHEN
STUTTART

HAKEN DRAN

Im Falle eines Falles hängt an ihnen einfach alles: Karabiner sind die besten Freunde des Kletterers – und müssen deshalb extrem belastbar sein.

Von Hans-Heinrich Pardey

Der Allgemeinplatz, dass die Form aus der Funktion folge, erklärt nicht jedes Produktdesign. Allzuoft bleibt der wie ein Mantra wiederholte Satz nur ein unerfülltes Monitum. Bei wenigen Gegenständen trifft er aber in so hohem Maße zu wie bei dem, was Kletterer häufig summarisch und abstrakt ihre „Hardware“ nennen.

Das ist leicht erklärt: An Karabinerhaken, Sicherungs- und Abseilgeräten („Tuber“) oder einer Steigklemme hängt im Fall des Falles das eigene Leben. Andererseits muss die Hardware hinaufgeschafft werden, wenn wir erklimmen schwindelnde Höhen. Also müssen die Karabiner und alles andere möglichst leicht sein, aber enorme Kräfte aushalten. Bruchkräfte von bis zu zwei Tonnen verkraftet der Neuteen G von Edelrid als leichtester Karabiner der Welt – bei nicht einmal 20 Gramm Eigengewicht.

Leichtbau und Widerstandskraft bestimmen nicht nur die Materialwahl und die Größe wie bei den Schmuckstücken von Edelrid. Der Zweck und die Sicherheit der Handhabung formen jede einzelne Krümmung und jeden Bogen eines Karabiners. Hier wird Material ausgespart und der runde Querschnitt des Hakens zu einem Doppel-T ausgearbeitet, wenige Zentimeter weiter wird umgekehrt für die Auflage und den geschmeidigen Lauf des Seils dick aufgetragen. Ein Bügel sorgt dafür, dass das Seil in Position bleibt und der Haken in Längs- und nicht in Querrichtung belastet wird. Zugleich kann er aber auch als Verriegelung wirken.

Farben sind nicht nur Zierde und Marken-Signal, sondern codieren zum Beispiel den Gebrauch für die linke oder rechte Hand. Für den Laien lässt sich aus den Formen die genaue Funktion, geschweige denn die manchmal blitzartig fixe Handhabung durch einen Kletterer meist nicht auf Anhieb erkennen.

Nebenbei: Immer mehr Frauen klettern, und das nicht nur, weil die Aufwärtsbewegung am Berg oder in der Halle den ganzen Körper trainiert. Klettern tut auch dem Kopf gut. Staunend steht der Nichtkletterer vor technischer Raffinesse wie etwa dem HMS Strike SafeLock mit zwei automatisch und unabhängig voneinander wirksamen Verriegelungen gegen unbeabsichtigtes Öffnen – die sich dann aber trotzdem mit einem, und zwar dem einzig richtigen, Handgriff öffnen lassen.

Sogar, wenn man mit diesen Dingen nicht das anzufangen weiß, wofür sie gemacht wurden, dämmert einem doch bei ihrer bloßen Betrachtung: Konsequenterweise in Form überführte Funktion lässt einfach schöne Gegenstände entstehen. Und nichts anderes ist gutes Design. ◀



Sicherheitsreserve: Wer in der Freizeit die Wand hochgeht, muss sich auf sein Material verlassen können. Deshalb bergen Karabiner, Abseil- und Sicherungsgeräte erstaunliche technische Raffinesse.

SIEH MAL AN

LAND IN SICHT

Für Segler, aber auch für alle anderen, die viel auf und am Wasser sind, ist das Fernglas Regatta von Eschenbach Optik gedacht. Das mit mehreren Design-Preisen ausgezeichnete Glas (8 x 42) bietet nach Angaben des Herstellers eine farbechte, lichtstarke und kontrastreiche Bildwiedergabe. Das Magnesium-Gehäuse ist robust und schlagfest. Wasserfestigkeit darf man voraussetzen, die Besonderheit aber ist die Befüllung mit Stickstoff, die das Beschlagen der Optik verhindert. Mit einer Preisempfehlung von knapp 560 Euro gehört das Segler-Glas zu den Flaggschiffen im Eschenbach-Programm für den Outdoor-Bereich. (fbs.)



FREIE FAHRT

Wer fahrend ins Gelände will, braucht den passenden Untersatz. Wie wäre es mit dem seit drei Jahrzehnten erprobten G-Modell von Mercedes-Benz? Das wird passend zur Sommersaison mit frischen Vitaminen ertüchtigt. Im G 500 feuert fortan ein 4,0-Liter V8 Benziner mit 422 PS. Wer angesichts dieser bescheidenen Ausbeute Mangelerscheinungen verspürt, der sei beruhigt: Auch der G 65 packt eine Schippe drauf und holt aus seinen zwölf Zylindern 630 PS. Dem Sparschwein zu entnehmen wären zwischen 90.000 und 270.000 Euro. (hap.)



HEISSE KISTE

Unter dem Arm tragen lässt sich der neue mobile Gasgrill Buddy aus dem Sortiment des Grillspezialisten Rösle. Die runde Platte mit 37 Zentimeter Durchmesser ist emailliert und wie das ganze Gerät leicht zu reinigen. Sie wird bei einer Leistung von 2000 Watt etwa 300 Grad heiß. Buddy kann drinnen und draußen verwendet werden. Er wird mit Butangaskartuschen betrieben, die in einem Staufach Platz finden; die großen Flaschen mit fünf oder elf Liter können ebenfalls angeschlossen werden. Der mobile Grill kostet knapp 250 Euro. Als Zubehör gibt es eine Tragetasche und eine Garglocke. (Web.)



FOTOS: HERSTELLER



design by · made by

BY APPOINTMENT TO THE ROYAL DANISH COURT
L I N D B E R G



DER GROSSE AMEISENBÄR (das Foto entstand im Emas-Nationalpark in Brasilien) zählt zu den skurrilsten Tieren in Südamerika. Tamandua-bandeira, der Fahnen-träger, wie er in Brasilien heißt, hat einen schmalen Kopf mit rüsselartiger Nase und einen langen buschigen Schwanz, den er im schaukelnden Gang wie eine Standarte hinter sich her zieht. Mit den scharfen

Kralen an den Vorderfüßen und der klebrigen Zunge, die gut einen halben Meter lang ist, gräbt er Ameisennester aus und knackt Termitenhügel. Wochenlang trägt das Weibchen das einzelne Junge auf dem Rücken mit sich herum. Es klammert sich ganz fest an das lange Fell der Mutter, so dass es auf der Flucht nicht herunterfällt – und gut getarnt ist.

DIE TAYRA (oder Hyrare), die sich im Belize-Zoo hinter einem Baumstamm zu verstecken versucht, ist die einzige Marderart Mittel- und Südamerikas. Die bis zu 70 Zentimeter langen klettergewandten Tiere leben im dichten Regenwald und im Cerrado und Chaco, den Savannen, Trockenwäldern und Dornbuschlandschaften. Das Verbreitungsgebiet der sieben Unterarten von Eira barbara erstreckt sich vom südlichen Mexiko bis zum nördlichen Argentinien. Früchte aller Art stehen auf ihrem Speiseplan, aber auch Insekten, Reptilien, kleine Säugetiere und Vögel. Meist sind sie tagsüber auf der Jagd. Bei Dunkelheit ziehen sie sich in Baum- und Erdhöhlen zurück. Dort gebären die Weibchen auch ihre zwei bis drei Jungen, die ein halbes Jahr in der Obhut ihrer Mutter heranwachsen. Dann suchen sie sich ein eigenes Revier.



DER BRILLENKAIMAN flößt dem Menschen auch aus sicherer Entfernung Respekt ein, wenn er mit aufgesperrtem Rachen ein Sonnenbad nimmt. Doch er ist längst nicht so gefährlich wie Nilkrokodile in Afrika oder die noch größeren Leistenkrokodile in Südostasien und Australien. Nur selten greift ein Kaiman, der mit zweieinhalb Metern Länge ausgewachsen ist,

einen Menschen an. Brillenkaimane wurden in Mittel- und Südamerika wegen ihrer zu Leder verarbeiteten Haut lange verfolgt, bis sie fast ausgerottet waren. Heute stehen sie in vielen Staaten unter Schutz. Im Pantanal lassen sie sich gut von Straßen aus beobachten, die an langsam fließenden oder stehenden Gewässern vorbeiführen. Da reicht schon ein mittleres Teleobjektiv.



DER TUKAN ist von Mexiko bis nach Brasilien und Argentinien zu Hause. Der Schnabel des Riesentukans ist bis zu 23 Zentimeter lang und an der Wurzel fast zehn Zentimeter hoch. Mit ihm pflückt sich der Pfefferfresser gerne Früchte von den Bäumen, um sie mit scharfen Hieben zu zerkleinern. Auch tierische Nahrung verschmäht er nicht. Im Flug scheint der

rot, gelb und schwarz gefärbte Schnabel den Vogel kopfüber in die Tiefe zu ziehen, aber dank lufthaltiger Hornlamellen ist er leicht und dennoch stabil. Bei den Ureinwohnern Brasiliens sind Riesentukane wegen ihres leckeren Fleisches, ihres bunten Gefieders und als Hütten- und Dorfmitbewohner beliebt. Das Foto entstand am frühen Morgen im brasilianischen Pantanal.

AUF DEN ZWEITEN KLICK

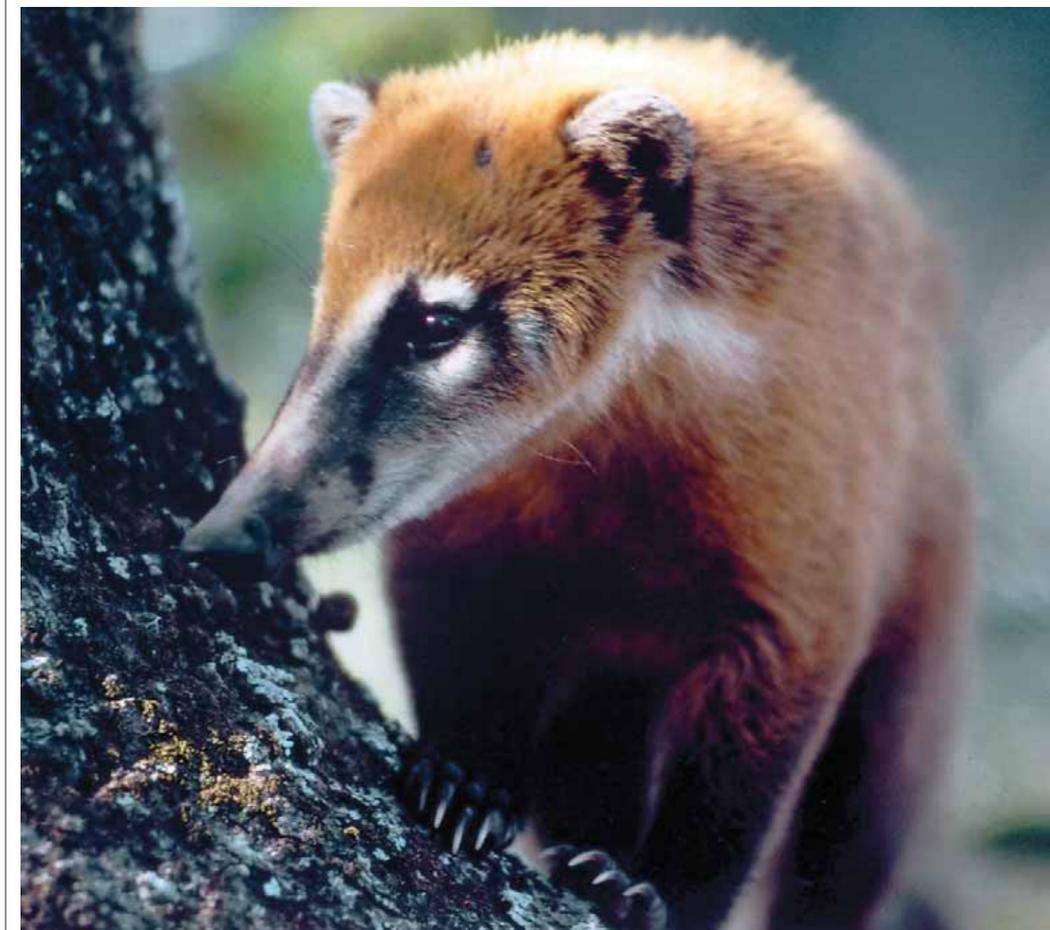
Südamerika ist wunderbar artenreich. Für eine Fotosafari braucht man aber Geduld. Unser Autor liegt seit Jahrzehnten auf der Lauer.

Von Carl-Albrecht von Treuenfels



DAS PFAENTRUTHUHN stolziert an den Tempelanlagen der antiken Maya-Stadt Tikal in Guatemala vorbei. Der große Laufvögel mit dem prächtigen Gefieder (Agriocharis ocellata) ist der kleine Verwandte des in Nordamerika verbreiteten Truthuhns, dessen Männchen (Puter) in domestizierter weißer Form als Festbraten-Lieferant bekannt ist. Die Pfaentruhnhühner

an den Tempeln im Dschungel von Tikal haben sich an Menschen gewöhnt, im Nationalpark leben sie aber zurückgezogen. Auf dem Waldboden suchen die Vögel mit dem schillernden Gefieder und den langen Schwanzfedern nach Pflanzen, Insekten und kleinen Lurchen. Bei Gefahr laufen sie blitzschnell weg. Ihre Flügel benutzen sie meist nur, um zur Nacht aufzubaumen.



DER NASENBÄR ist recht leicht vor die Kamera zu bekommen. Die possierlichen Tiere sind vom südlichen Nordamerika bis nach Argentinien in drei Arten und vielen Unterarten weit verbreitet und zeigen mitunter auch in freier Wildbahn eine erstaunliche Vertrautheit mit dem Menschen. Dieses Porträt eines Südamerikanischen Nasenbären (Nasua nasua) entstand in halboffener Savannenlandschaft im brasilianischen Pantanal, wo das Tier in einer Astgabel eine ausgiebige Siesta hielt. Die Coatis, wie die Kleinbären in Südamerika heißen, leben gern in größeren Gruppen zusammen. Wenn sie auf dem Erdboden nach Nahrung suchen, erschnüffeln sie ihre pflanzliche und tierische Beute mit ihrer rüsselartigen Nase. Streifen sie umher, strecken sie den dunkel und hell geringelten langen Schwanz wie eine Standarte in die Höhe. Die optischen Signale scheinen ihnen aber nicht zu reichen. Daher halten sie mit zirpenden Lauten untereinander Kontakt. Bei Gefahr suchen sie blitzschnell das Geäst von Bäumen auf. An Stellen, zu denen viele Touristen kommen, können sie zu lästigen Futterbettlern werden.



DER JAGUAR ist das Highlight jeder Exkursion in die Natur Südamerikas. Dabei ist es nicht einmal allzu schwer, ihn zu treffen und zu fotografieren – zumindest dort, wo die größte neuweltliche Wildkatze ungestört in ihrem weiträumigen Revier lebt, sei es im Urwald oder im Cerrado, der lichten Baumsavanne. Einen Führer, der sich hier in der Natur auskennt, sollte man aber dabei haben. Die gefleckten Großkatzen suchen während des Tages immer wieder ihre Lieblingsorte auf, um auszuruhen. Mit Vorliebe halten sie sich in der Nähe von Gewässern auf. Wenn sie keine schlechten Erfahrungen mit Menschen gemacht haben, vertrauen sie auf die Tarnung ihres gefleckten Fells. Dann lassen sie sich zum Beispiel von einem Boot aus beobachten, unter einem Blätterdach, das ihnen als Sichtschutz dient. Einen Jaguar mit Hilfe von Hunden zu verfolgen und auf einen Baum zu hetzen, wie es Jäger tun (leider gelegentlich auch dort, wo die Tiere ganzjährig geschützt sind), kommt für Naturfreunde nicht in Frage. Für die Fotosafari ist es schon besser, auf eine gute Gelegenheit im Freilandzoo von Belize zu warten, der westlich von Belize City liegt.



DER BAUMOZELOT heißt in Südamerika Tigrillo, kleiner Tiger. Er ist nicht ganz so groß wie der Ozelot, dessen schönes Fell früher zum gewaltsamen Tod der wilden Kleinkatzen führte. Inzwischen begnügt sich die Pelzmode mit bedrucktem Ersatz. Heute ist die Zerstörung der Urwälder die wesentliche Ursache für den Niedergang der schönen Tiere. Die Langschwanzkatze, hier in Belize fotografiert, ist noch stärker auf dichten Baumbestand angewiesen als ihre Verwandten, die ihre Nahrung vor allem auf dem Erdboden suchen. Der Baumozelot verbringt jedoch, wie sein deutscher Name schon sagt, den Großteil seines Lebens in den oberen Stockwerken des Dschungels. Dort erbeutet er Säugetiere wie Affen und Faultiere, aber auch Vögel, Reptilien und große Insekten. Seine krallenbewehrten Pfoten kann er um 180 Grad drehen, einen glatten Baumstamm läuft er kopfüber herab. Der Schwanz dient ihm zur Balance bei weiten Sprüngen, die großen Augen helfen ihm bei der nächtlichen Pirsch.

DIE KANINCHENEULE sieht man oft im Emas-Nationalpark in Brasilien. Gern sitzt sie auf einem der vielen Termitenhügel und schaut sich mit gelbschwarzen runden Augen scheinbar erstaunt um. „Grabende Eule“ (Burrowing Owl) nennt man sie auf Englisch, denn sie wohnt unter der Erde in Höhlen, die sie oft selbst mit ihren Krallen baut, gern in den Bauten von Termiten. Doch die Vögel machen sich auch die Arbeit anderer zunutze: In den Graslandschaften Nord-, Mittel- und Südamerikas beziehen sie die unterirdischen Wohnungen von Gürteltieren, Erdhörnchen, Marmelotieren, Präriehunden, Füchsen und Schlangen. Dort bebrütet das Weibchen drei bis sechs, in guten Nahrungsjahren bis zu zehn Eier. Nähert sich ein Feind dem Gelege oder den Jungen, ahmen die Eltern das Rasseln einer Klapperschlange nach. Die Angreifer fliehen dann schnell.



AUF DEN ZWEITEN KLICK



DER AMERIKA-WALDSTORCH lässt es zur Mittagszeit in seiner Brutkolonie ruhig angehen, auch wenn die Jungen schon geschlüpft sind. Auf vielen Nestern machen beide Altvögel eine Pause, bevor sich einer von ihnen ein ergiebiges Gewässer sucht. Fische sind nämlich das wichtigste Futter – die Eltern würgen es ihren zwei bis vier Jungen vor. Kaum ist der Altvogel mit

vollem Kehlsack auf dem Rand eines Baumnestes gelandet, ist die Ruhe vorbei, und der Verteilungskampf unter den Jungvögeln beginnt. Im Pantanal, wo das Foto an einem Lagunenwald entstand, lassen sich neben den schwarzköpfigen Waldstörchen auch die beiden anderen südamerikanischen Storcharten beobachten: die Maguari- und der Jabiru-Storch.



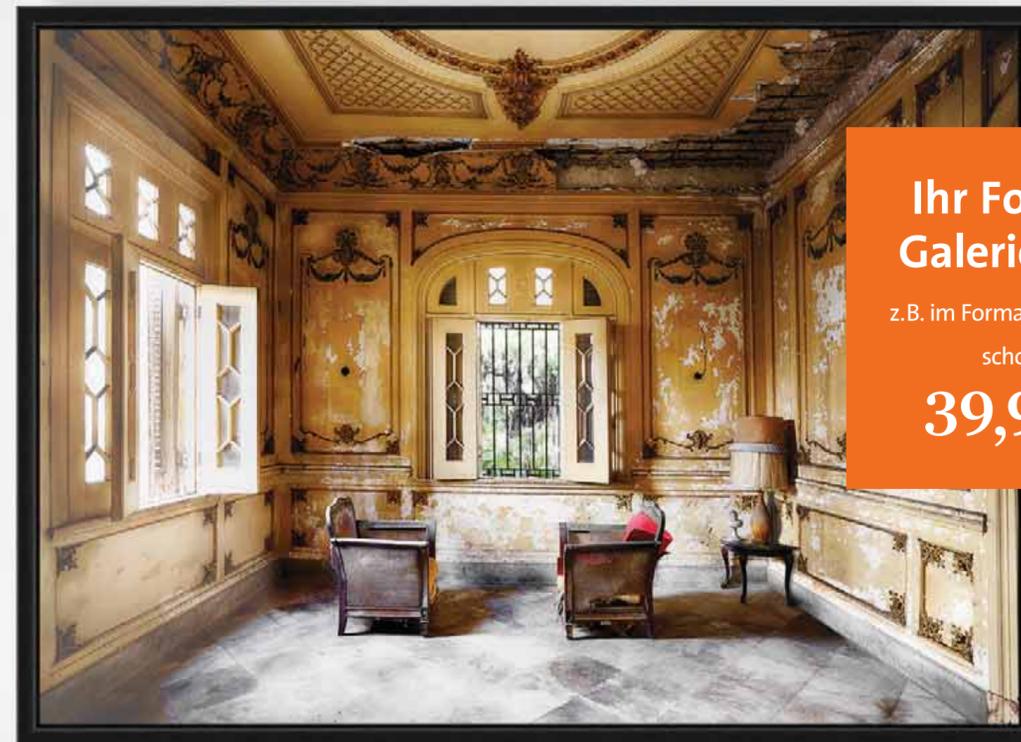
DAS CAPYBARA sieht man häufig. Kaum einem anderen wild lebenden Säugetier begegnet man im Pantanal, der artenreichen Überschwemmungslandschaft Brasiliens, Paraguays und Uruguays, öfter als dem Wasserschwein. Das größte Nagetier der Erde, ein schwanzloser Pflanzenfresser, kann 130 Zentimeter lang werden. Wo sie in Frieden leben, lassen sich Capybaras

tagsüber in Familienverbänden oder großen Gesellschaften im flachen Wasser und an Land gut beobachten. Weil sie dem Vieh das Gras wegfressen und den Getreidezüchtern die Ernte, werden sie oft verfolgt und sind scheu; dann verlassen sie nur nachts die Gewässer. Manchmal, wie hier an der Pantaneira, kann man sich ihnen auf wenige Meter nähern.

Gewinner des TIPA-Awards

“Best Photo Lab Worldwide”

Ausgezeichnet von Redakteuren 28 führender internationaler Foto-Magazine



Ihr Foto als Galerie-Print

z.B. im Format 120 x 90 cm

schon ab

39,95 €

Ihr Foto unter Acrylglas 120 x 90 cm: 280€, mit Rahmen 366€



Machen Sie nicht nur Fotos, zeigen Sie welche. In Galerie-Qualität.

Auf die mit 60 Auszeichnungen prämierte Qualität von WhiteWall vertrauen mehr als 12.000 Profifotografen. Und Sie?

WhiteWall.com

Stores in Berlin/Düsseldorf

 **WHITE WALL**

Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Interieur ©living4media/Amrette & Christian Gezagtes Werk, „House of Savreda“ by Werner Pawlok – erhältlich bei LUMAS.DE, AVENSO GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin, Deutschland

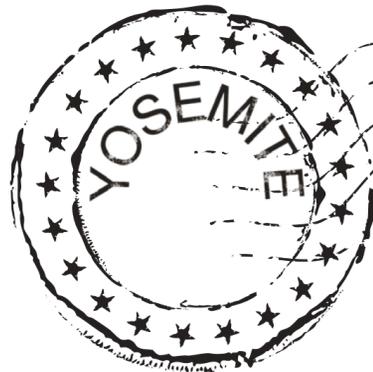
Jede Jahreszeit hat hier natürlich ihren Reiz. Bestimmt sagen viele Besucher nachher: „Zum Glück waren wir im April, im Juli, im Oktober da.“ Aber der Frühling ist besonders schön. Wenn der Schnee des Winters schmilzt, plätschern überall malerische Wasserfälle. Im Sommer sind sie schon wieder trocken.



Was dieser Tage undenkbar wäre: Überflutungen. Wenn Kalifornien unter einer der schwersten Dürren leidet, bleibt auch Yosemite nicht verschont. Wie das Schild am Merced River zeigt, sah es hier im Jahr 1997 ganz anders aus. So schlimm die Dürre von heute ist – die Naturkatastrophe, die mit der Überflutung kam, wünscht sich erst recht niemand.



Grüße aus



Der Nationalpark östlich von San Francisco ist wie geschaffen für Outdoor-Freaks.

Von Jennifer Wiebking



In Amerika hat man ja eh ständig einen Pappbecher mit Kaffee zur Hand, beim Joggen, in der U-Bahn, im Auto. Da verwundert es nicht, dass auch der Village Store seine Becher mit einer Warnung versieht: Bitte nie vom Weg abkommen! Also nicht zu sehr auf den Kaffee achten!



Das Ahwahnee-Hotel ist so gemütlich wie eine Hütte und so komfortabel wie ein Luxushotel. Zu den Gästen, die hier schon übernachtet haben, gehören Königin Elisabeth II., Steve Jobs, James Franco. Wer gleich weiter muss, sollte sich auf der Terrasse zumindest einen Drink genehmigen: den „Ahwahnee Dream“.

Die gute Nachricht: Man muss in Yosemite nicht unbedingt wandern gehen. Man kann sich auch ein Fahrrad ausleihen, das schöner ist als das eigene Rad zu Hause. Und wer nicht einmal dieser Betätigung etwas abgewinnen kann? Der besucht eben einen Foto-Workshop. Oder geht angeln. Oder beobachtet Vögel.



In Sachen Outdoor-Ausrüstung können sogar Deutsche noch von Amerikanern lernen. Hier sind die Auto-Anhänger kleine Wohnhäuser. Die federleichten Jacken sind warm genug, um darin eine Alaska-Expedition zu überleben. Gut, unter den drei Schlapphüten müssen nicht zwingend Amerikaner stecken. Diese Requisite ist eher ein Basic.



El Capitan mit seinen 1000 Meter hohen Felswänden ist eine Herausforderung für Freikletterer. Zwei von ihnen haben es im vergangenen Winter als erste geschafft, die Dawn Wall des Monoliths zu bezwingen: Innerhalb von 18 Tagen stiegen Tom Caldwell und Kevin Jorgeson durch eine der schwierigsten Felswände der Welt.



SHAMBALLA JEWELS

Explore the Energy of Creation



SHAMBALLA BRACELET
Solid Brown Diamond, Black Diamonds, 18K Black Rhodium Plated Rose Gold

 **Herbert Mayer**
Juwelier seit 1922

UHREN · OPTIK · SCHMUCK
FISCHER
BOUTIQUE

WEMPE
FEINE UHREN & JUWELEN

 WWW.SHAMBALLAJEWELS.COM

 SHAMBALLA JEWELS OFFICIAL

 SHAMBALLA JEWELS

HOT SCOTT

Surfen, tauchen, angeln und von Felsklippen springen: Richtig wohl fühlt sich Scott Eastwood, wenn er am Wasser ist. Ein Treffen mit dem Schauspieler, der, kein Wunder, nun für Cool Water von Davidoff wirbt.

Von Jennifer Wiebking

Wenn Scott Eastwood gerade nicht hier in der weißen Couchdecke im Spa-Bereich eines Münchner Luxushotels säße, wenn er weder Drehtermine im Terminkalender hätte noch im Flieger irgendwohin unterwegs wäre, dann läge er jetzt womöglich vor der kalifornischen Küste auf einem Surfbrett und würde auf die nächste Welle warten.

Für Scott Eastwoods Geschmack passiert das zur Zeit viel zu selten. „Die kommenden sechs Monate sind ausgebucht, zwei Filme nacheinander und die Pressereise für einen anderen Film. Wenn ich Glück habe, sind dazwischen ein paar freie Wochenenden. Surfen steht jedenfalls ganz unten auf der Liste.“ Drehen, Interviews geben, in Flugzeuge steigen – mehr passiert zur Zeit nicht in seinem Leben. Es ist wenig und viel zugleich.

Scott Eastwood, der 29 Jahre alte Sohn von Clint, ist gerade einer der heißesten Typen – beziehungsweise: interessantesten jungen Schauspieler – in Amerika. Dafür muss man jetzt nicht alle aufstrebenden Talente Hollywoods in eine Reihe stellen. Dafür genügt ein Blick auf die Kampagnen-Poster links und rechts hier im Spa. Darauf: Scott Eastwood vor tiefblauem Ozean. Denn zu all seinen anderen Jobs ist er nun auch Model für Cool Water.

Da muss er selbst lachen. „Meine Freunde fragen Sie besser nicht nach ihrer Meinung, die erzählen eh nur Quatsch.“ Scott Eastwood zieht seine Knie hoch auf die Couch und macht es sich bequem. „Aber mit Cool Water bin ich nun gewissermaßen wieder dort angekommen, wo alles losging, bei meinem ersten Parfum.“ Cool Water gehörte damals, Ende der neunziger Jahre, zum Erwachsenwerden dazu. Wie so viele Menschen seines Alters hat auch er die entsprechende Cool-Water-Geschichte parat: „Das war in der Mittelstufe, damals auf Hawaii. Gleich nebenan wohnte der coolste Junge der Gegend, der war ein paar Jahre älter, für mich überlebensgroß.“ Jedenfalls hatte der coole Typ etwas, das Scott, der damals noch den Nachnamen seiner Mutter Jacelyn Reeves trug, fehlte: das Parfum. „Das war also das coole Ding, das man brauchte. Jetzt hat dieser Duft schon etwas sehr Nostalgisches: das erste Mal verliebt sein, das erste Mal tanzen beim Mittelstufen-Ball, Nervosität, all diese jungen Gefühle.“ Der Duft scheint ihn geradezu hinwegzutragen.

Eastwood: Egal, ob man den Namen ausspricht oder aufschreibt, egal, in wie vielen Filmen er schon mitgespielt

hat, es drängt sich doch stets erst der alte Eastwood auf. Woran man zum Beispiel sieht, dass Clint Eastwood sein Vater ist? Am Schwung der Augenlider, am vollen Haar, am Lachen. „Wir mögen beide Jazz, spielen Golf und fliegen Hubschrauber“, sagt Scott Eastwood.

Woran man es wirklich merkt? Als am Set von Cool Water auf Hawaii ein Hurrikan über die Inselkette zu fegen drohte, blieb Eastwood so gelassen, dass er sogar noch kurzerhand die paar Zeilen änderte, die er für den Video-Clip in die Kamera sprechen sollte. „Die ursprüngliche Variante passte einfach nicht mehr.“ Wenn es um Wasser und Schauspiel geht, hat Eastwood ziemlich konkrete Vorstellungen. Also wurde aus seiner Zeile: „What makes the ocean makes the man.“ Und er hat doch wirklich einen theoretischen Überbau mit anthropologischer Hypothese für diesen Satz: „Das bedeutet, dass in unserem Blut und im Meerwasser der Salzgehalt identisch ist. Das ist doch sensationell. Vielleicht fühlen wir uns vom Meer deshalb so angezogen.“

Bei ihm ist das jedenfalls so. Eastwood, der nur um einen Tag am Sternzeichen Fisch vorbeischrämte (geboren wurde er am 21. März 1986), mag gerade als Schauspieler und Model durchstarten, aber richtig wohl fühlt er sich erst am Wasser, wenn er surft oder taucht oder angelt. „Ich war schon im Ozean, bevor ich überhaupt laufen konnte.“

Er wurde in Monterey geboren, einen Monat später gewann sein Vater die Bürgermeisterwahl im Nachbarort Carmel. Clint Eastwood musste als Bürgermeister eine neue Rolle ausfüllen und zum Beispiel so skurrile Gesetze wie ein Eis-Essverbot auf der Straße in Carmel wieder aufheben. Seine Mutter, eine ehemalige Flugbegleiterin, hatte nur eine Affäre mit Clint Eastwood gehabt. Scott wuchs bei der Mutter auf, zunächst in Monterey, dann auf Hawaii. Zum Studium zog er nach Los Angeles und spielte dort, noch als Scott Reeves, erste kleine Rollen, unter anderem in „Flags of our Fathers“ oder „Gran Torino“, Filmen seines Vaters. 2009 änderte er seinen Nachnamen zu Eastwood, und siehe da: Seitdem ist er gut beschäftigt. Zur Zeit kann man ihn im Kino in der Nicholas-Sparks-Verfilmung „Kein Ort ohne Dich“ sehen – oder eben in den meermutmosten Clips und Bildern von Davidoff.

Josh Holloway, Paul Walker, Scott Eastwood: Wer weiß, ob diese Reihe jemals Sinn haben wird, ob Eastwood in ein paar Jahren tatsächlich ein so berühmter Schauspieler sein wird wie seine legendären Cool-Water-Vorgänger. Oder nur ein Sohn. Zumindest tut er viel dafür, das eine zu werden und nicht nur das andere zu bleiben – aber eben nicht alles. Zum Vorsprechen von „Fifty Shades of Grey“, für die Rolle des BDSM-Fetischisten Christian Grey, sollte er zum Beispiel gehen, ohne vorab das Drehbuch sehen zu dürfen. Hat er nicht gemacht. Oben ohne durch Santa Monica joggen ist allerdings schon okay. Den Ruf, einem straffen Sportprogramm und Ernährungsplan zu folgen, hat er ohnehin schon weg. In einer Zeit, da gesundes Essen automatisch gutes Essen ist und regelmäßige Bewegung oft als elementar für ein erfülltes Leben gilt, ist das nicht unbedingt von Nachteil. Wann hat Scott Eastwood also zum letzten Mal Kohlenhydrate zu sich genommen? Wie sieht es mit dem carb count aus? „Carb count? So etwas mache ich nicht. Für mich gilt: alles in Maßen, aber ab und zu brauche ich auch einen Cheeseburger.“ Am nächsten Morgen ruft dann wieder das Fitnessstudio, das Schwimmbecken, das Yogastudio. Ja, auch Yoga. Für die entscheidende Portion Beweglichkeit und Kraft.

Und wenn Scott Eastwood Stress hat, gibt es nur eins: in San Diego, wo er heute lebt, aufs Surfbrett gehen. „Egal, was im Leben los ist, sobald ich im Wasser bin, habe ich alle Sorgen und Ärgernisse vergessen. Als ob sich das alles rauswaschen würde. Wenigstens eine Weile lang.“ Bis sich die Mails im Posteingang stapeln? „Vielleicht, aber nach dem Surfen bleibe ich dem Computer erst mal fern.“ Surfen steht auf seiner Liste eben nicht immer ganz unten. ◀



Kaltes Wasser: Scott Eastwood ist am Meer in seinem Element. Das prädestinierte den Schauspieler dazu, für ein bestimmtes Parfum in blauem Flakon zu werben.

FOTOS: JEROME SIENEN, HERSTELLER

Das Wort Marketing gab es in den zwanziger Jahren noch nicht. Aber der französische Modeschöpfer Jean Patou hätte es damals schon erfinden können. Während seiner kometenhaften Karriere von nur etwas mehr als 15 Jahren – den Zwischenkriegsjahren mit den Goldenen Zwanzigern und der Depression nach dem Börsenkrach – hatte er die raffiniertesten Ideen, um die High Society auf beiden Seiten des Ozeans von seinen Couture-Kollektionen und Parfums zu begeistern.

Die amerikanische Presse feierte ihn als „elegantesten Mann Europas“, und er kam 1924 mit amerikanischen Mannequins nach Paris zurück, um deren sportliche und androgynen Silhouette auf dem alten Kontinent einzuführen. Die Schriftstellerin Colette, selbst rundlich, pestete: „Diese Erzengele werden die Mode immer mehr verschlanken!“ Zu ihrem Grauen machte Jean Patou dann mit einer revolutionären Sportswear-Kollektion Furore.

Die Stars der Zeit gehörten zu seinen Kundinnen und oft auch Geliebten: Josephine Baker und Minstinguett, Louise Brooks und die Dolly Sisters. Wenn er Suzanne Lenglen für ein Match in Wimbledon einkleidete, wurde daraus der letzte Schrei mit Haarband, Jersey-Sweater und knielangem Faltenrock. Selbst die größte Modedame seiner Zeit, Coco Chanel (die beiden empfanden sich als herbstliche Konkurrenten), guckte von Patou ab. Er war der erste, der sein Monogram JP wie ein Logo aufnähen ließ. Kurz darauf setzte auch Coco Chanel ihre Initialen als Markenzeichen ein. Neben Chanel N°5 gehört Patous Parfum Joy noch heute zu den Parfum-Bestsellern. 1930 hatte er Joy wie ein Feuerwerk in düsteren Zeiten inszeniert: das teuerste Parfum der Welt gleich nach dem Börsenkrach. Es wurde über Nacht zum antidepressiven Hype der gebeutelten Society.

Jean Patou wurde 1887 in Paris geboren und ging in der Ledergerberei und im Kürschnerbetrieb seiner Familie in die Lehre. Mit Materie, aus der Mode wird, hatte er also von Anfang an zu tun. Mit nur 48 Jahren starb er am plötzlichen Herztod in einem Pariser Luxushotel. Geheiratet hatte er nie, und seine unzähligen Liebesgeschichten dauerten jeweils nur kurz. Im Nachlass, der heute dem Großneffen Jean de Moüy gehört, sollen sich allerdings noch 150 Briefe einer großen Jugendliebe befinden, die von

Patou sorgfältig durchnummeriert wurden. Angeblich hatte die junge Dame seinen Heiratsantrag ausgeschlagen. Jean de Moüy brachte jetzt einen Teil des Patou-Nachlasses (ohne die Liebesbriefe!) auf den Auktionsmarkt. Ende Mai standen mehr als 120 Lose mit Roben, Mänteln und Seidenwäsche, mit Flakons, Accessoires und Mo-

biliar zum Verkauf. Eine zweite Auktion, ebenfalls bei Pierre Bergé & Associés, widmete man den Manuskripten des bibliophilen Ästheten und Sammlers. Bei so spannenden Verkäufen ist der Saal voll mit Interessierten. Wer allerdings erwartet hätte, dass die Modewelt hereinrauscht, als wäre es ein Defilee, der wurde

TEURE TREUE

In Paris wurde der Nachlass des Modeschöpfers Jean Patou versteigert – mit großem Erfolg. Von Bettina Wohlfahrth



Beliebt bei den Damen: Jean Patou (hier 1924) hat noch heute viele Anhängerinnen. So erlöste die Ski-Kombi bei der Pariser Auktion eine sechsstellige Summe.



enttäuscht. Sammler bleiben gerne anonym oder bieten am Telefon. Der Patou-Nachlass ist ansonsten besonders für Institutionen und Mode-Museen interessant. Alle Lose kamen unter den Hammer. Die Preise überfliegen oft die Schätzungen. Überraschungen wären unter den perfekt konservierten Abendkleidern zu erwarten gewesen – zum Beispiel bei dem so raffinierten wie schlichten „Black and White“, auf 2500 bis 3500 Euro geschätzt, das immerhin die Tänzerin Eleonora Ambrose getragen hatte. Aber das strassbestickte Seidenkleid wurde nach einem Blitzgefecht bei 22.000 Euro abgegeben, mit dem Käuferaufgeld 27.280 Euro.

Auch ein nachtblaues Abendkleid (Taxe 2000/3000 Euro) in fließend drapierter Linie und mit einem elegant-erotisch geköpften Rücken wurde bei 17.000 Euro zugeschlagen (mit Aufgeld 21.080 Euro). Die Käuferin im Saal konnte ihr edles Stück allerdings nicht nach Hause tragen. „Préemption“ rief eine Konservatorin des Pariser Musée des Arts Décoratifs in die Runde: In Frankreich dürfen staatliche Museen ein Vorkaufrecht zum Zuschlagpreis geltend machen.

Die wirkliche Überraschung kam dann mit der Sportswear. In atemberaubenden Gefechten schaukelten sich die Preise hoch. Ein Jersey-Sweater (Taxe 300/500 Euro) kam inklusive Aufgeld auf 6200 Euro. Ein dreiteiliges Golf-Ensemble aus Wolltrikot (800/1200 Euro) erreichte mit Aufgeld 105.400 Euro. Und die ultraschicke Ski-Kombi, die einst Patous Schwester Madeleine getragen hatte, hüpfte in Fünftausendersprüngen auf ebenfalls genau 105.400 Euro.

Zu den besonders aktiven Käufern gehörte die Firma Jean Patou selbst, die weiterhin die Parfums vertreibt. Sie erzielte emblematische Lose, darunter Raritäten wie die Originalflakons der Parfums Normandie und Joy. Außerdem sicherte sich die Firma den von Louis Sïe und André Mare entworfenen Schreibtisch des Modeschöpfers, der mit Aufgeld zum vierfachen Schätzwert für 28.520 Euro zugeschlagen wurde. Der Enthusiasmus hat Gründe: Demnächst möchte die Marke Patou wieder in die Mode einsteigen, die 1987 aufgegeben wurde – der letzte Designer hieß übrigens Christian Lacroix. ◀

ERSTER AM STRAND
SPAREN SIE BIS ZU 30%
DER HILTON SUMMER SALE IST DA

FRANKFURT
AB
€184 €129*

PRO ZIMMER PRO NACHT

STOCKHOLM
AB
€159 €111*

PRO ZIMMER PRO NACHT

Wählen Sie aus über 300 Hotels in ganz Europa, dem Nahen Osten und Afrika

HILTON.DE ☎ 069 517 09265

Hilton

*Begrenzte Verfügbarkeit zum beworbenen Tarif. Das Angebot ist von der Verfügbarkeit bei den teilnehmenden Hotels des Markenportfolios von Hilton Worldwide in Großbritannien, Europa, dem Nahen Osten und Afrika abhängig. Buchen Sie zwischen dem 19. Mai 2015 und dem 23. August 2015 einen Wochenendaufenthalt im Zeitraum vom 22. Mai 2015 bis zum 27. September 2015, sofern nicht anders angegeben. Zum Zeitpunkt der Buchung ist die Vorauszahlung des Gesamtbetrags erforderlich und es ist keine Rückerstattung möglich. Die Preisnachlässe, die bis zu 30% auf den besten verfügbaren Preis und den besten verfügbaren Preis für Übernachtung und Frühstück betragen, variieren je nach Hotel. Es können andere Blackout-Daten gelten. Es gelten weitere Einschränkungen. Alle angegebenen Währungsrechnungen dienen nur als Leitfaden. Besuchen Sie bitte vor der Buchung und für Informationen über zusätzliche Preisnachlässe für Hilton HHonors Mitglieder unsere Website hiltonweekends.de/angebot/bedingungen, um die vollständigen Geschäftsbedingungen anzusehen.

„MEIN SCHMUCK SIND MEINE NARBEN“



Alles was **Rüdiger Nehberg** sagt, übersetzt er simultan in Gesten: wie er Teichwasser trinkt, wie dick der Scheich war, wie lang die Wimpern des Kamels. Vielleicht eine Strategie des ersten deutschen Survival-Künstlers, Smalltalk zu überleben? Oder Angewohnheit eines Mannes, der sein Leben lang in fremden Ländern unterwegs war, erst aus Neugier, später im Einsatz für bedrohte Völker? Heute streitet der Achtzigjährige, der in Bielefeld geboren wurde und bei Hamburg lebt, an einer anderen Front. Mit seiner Organisation Target kämpft er gegen die Genitalverstümmelung muslimischer Frauen.

Was essen Sie zum Frühstück?

Hörbar knackige Brötchen. Vor den Gummibrötchen in den Hotels graut es mir.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Da müssen Sie meine Frau fragen, die bringt mir das mit.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Wer hat sich diese Fragen ausgedacht? Wahrscheinlich eine Frau! Es hebt meine Stimmung, wenn ich bei meinem Schrotthändler shoppe. Da finde ich immer was. Zum Beispiel ein Abflussgitter für den Forellenteich.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Sicher ein paar Socken tief unten in der Kiste. In Äthiopien habe ich mir für die Danakil-Wüste ein Gewand schneiden lassen mit vielen Taschen, damit ich alles am Leib habe, wenn ich mal weglaufen muss.

Was war Ihre größte Modesünde?

Ich musste noch nie fehlendes Selbstbewusstsein mit Mode-Schnickschnack kompensieren.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Danke für die tiefschürfende Frage! Ich trage meist Jeans.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Lebensstilvorbilder ja. Zum Beispiel Nelson Mandela, Gandhi, Martin Luther King.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Die Bänke im Garten, die klobigen Regalbretter im Wohnzimmer. Von Yanomami-Indianern habe ich gelernt, wie man eine Hängematte aus einer Liane baut. Das hält ewig, und man liegt wunderbar darin. Auf dem Boden kommen im Dschungel ja sofort die Ameisen.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Nein, und in der Natur genügt mir eine verrußte, verrostete Blechdose.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Kartoffelpuffer am Lagerfeuer. Anscheinend habe ich auch viele damit beeindruckt, dass ich Insekten esse. Das hängt mir bis heute nach. Aber vor einem Jahr wurde ich rehabilitiert: Da hat die Weltgesundheitsorganisation 2000 Insekten zur empfehlenswerten Nahrung erklärt. Darauf habe ich einen Survivor-Sekt getrunken – Teichwasser mit lebenden Wasserflöhen.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Regionalzeitungen und ein Nachrichtenmagazin. Oder muss ich F.A.Z. sagen?

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Blogs kenne ich nicht. Websites vor allem die eigene.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich bin ja gerade 80 geworden und habe tolle Glückwünsche bekommen. Teilweise auch handgeschrieben, und das beantworte ich dann auch von Hand.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Lawrence von Arabien: „Die sieben Säulen der Weisheit“. Weil ich auf seinen Spuren unterwegs war. In der Festung am Golf von Aqaba, wo er im Krieg gegen die Türken die Wende herbeiführte, habe ich mal im Knast gesessen. Ich hatte ein Boot gemopst, um nach Ägypten zu fahren.

Ich habe da Schachspiele und Kakerlaken-Derbys veranstaltet. Die Beduinen-Wachen waren begeistert. Am Ende sagten sie: „Rüdiger, bleib doch noch!“

Ihre Lieblingsvornamen?

Rüdiger und Annette.

Ihr Lieblingsfilm?

„Lawrence von Arabien“.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich wohne auf dem Dorf, da macht mich das Auto freier. Im Urwald verlasse ich mich auf meine Füße.

Tragen Sie eine Uhr?

Ja. Meinen Verabredungspartnern schulde ich Pünktlichkeit. Unterwegs brauche ich die Uhr wegen der Datumsanzeige. Man ist so weit weg von allem, dass man nicht mehr weiß, ob Sonntag oder Mittwoch ist und wann man die Malaria-Tabletten nehmen muss.

Tragen Sie Schmuck?

Meine Narben, meine Glatze und die Mütze mit meinem Sir-Vival-Victory-Fuß.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Den von Kaffee und Lagerfeuer.

Was ist Ihr größtes Talent?

Kreativität ohne Limit. Das habe ich zum Beispiel bei meinem jahrelangen Kampf für das Überleben der Yanomami-Indianer gezeigt.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Süßigkeiten mit dem Köderduft der Chemie. Weingummi zum Beispiel. Unterwegs kann ich gut darauf verzichten, zu Hause verstecke ich die immer vor mir selbst.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Mit der Vermittlung einer Zehn-Minuten-Audienz beim saudischen König Salman, damit er in Mekka das Verbot weiblicher Genitalverstümmelung verkündet. Mein Traum wäre ein Transparent über der Kaaba: „Weibliche Genitalverstümmelung ist Sünde“.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Smalltalk nervt mich. Lieber suche ich mir richtige Gesprächspartner.

Sind Sie abergläubisch?

Null. Aberglaube, Horoskope – das ist etwas für entscheidungsfeige Menschen.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Nur mit T-Shirt bekleidet vom Hubschrauber im Regenwald Brasiliens ausgesetzt – und nach drei Wochen zurück in der Zivilisation. Da ist man reduziert auf seine animalischen Ur-Instinkte.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

In der Danakil-Wüste Äthiopiens. Wir eröffnen dort eine eigene Geburtshilfeklinik, um die Folgen der Genitalverstümmelung zu minimieren.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Einen trockenen Weißwein, verdünnt mit dem Schweiß des Tages.

Aufgezeichnet von Christoph Borgans.

FOTO DPA



HB
HEINZBAUER
MANUFAKT



CHANEL

www.chanel.com CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-24 26 35
(3,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).